



Agnethler Blatt

www.hog-agnetheln.de

Nr. 56 19. Jahrgang / April 2006



Inhalt für eilige Leser

Agnethler Persönlichkeiten

Seite 4-7

Erinnerungssplitter

Seite 8-15

Verschiedenes

Seite 16-20

Impressum

Seite 20

Dinkelsbühl 2006 **Agnethler Trachtengruppe**



Kinder vorne von rechts nach links: Markus Theiss, Emely Schmidt, Stefanie Mildt, Lisa Mildt, Axel Theiss

Zweite Reihe von rechts: Edda Helwig, Annemarie Leonhardt, Gudrun Drotleff, Sigrid Orend, Ulrike Drotleff, Sieglinde Drotleff, Ingrid Hutter, Franziska Prömm, Hiltrud Theiss, Karin Zinz, Otto Markeli

Hintere Reihe von rechts: Heinz Oczko-Theiss, Christa Andree, Fritz-Christel Andree, Günther Folberth, Walter Fielk, Werner Zinz, Doris Hutter, Rainer Mildt, Edith Zinz, Georg Hutter, Hans-Walther Zinz

Wir trauern um Kurt Wagner



Am 04. Juni diesen Jahres ist der Vorsitzende unserer Heimatortsgemeinschaft, Kurt Wagner, gestorben. Es war am Pfingstsonntag, am Heimattag der Siebenbürger Sachsen, ein Tag, der für Kurt wichtig war. Hatte er sich doch so sehr um das Mitwirken einer Agnethler Trachtengruppe beim Umzug in Dinkelsbühl bemüht. Und wie freute er sich, wenn immer wieder eine stattliche Gruppe zustande kam. Letztes Jahr konnte er schon nicht mehr dabei sein, das unerbittliche Fortschreiten seiner Krankheit gebot ihm Einhalt. Schweren Herzens musste er zu Hause bleiben. Doch wie glänzten seine Augen, als wir ihm am Abend vom Geschehen in Dinkelsbühl berichteten. Als in diesem Jahr die Fahne in Dinkelsbühl getragen wurde, wurde Kurt von seinem langen und schweren Leiden erlöst. Er wurde aus unseren Reihen herausgerissen. Wir haben mit Kurt einen wertvollen Menschen verloren. Er war uns ein guter Freund. Er war uns ein fähiger und zuverlässiger Vorsitzender. Seine Heimatverbundenheit war für alle spürbar. Der Pfarrer Peter Palagyi, ein Freund des Hauses Wagner, fand in seiner Predigt bei der Trauerfeier folgende Worte: *„Für Kurt Wagner war der Ort, an dem er geboren und aufgewachsen ist, mehr als eine Adresse unter vielen. Agnetheln war für ihn die Heimat, diese neun Buchstaben bestimmen das Denken, Fühlen und Empfinden. Im Leben in einer Minderheits-situation von Siebenbürger Sachsen bekamen die Sprache, die Pflege der Tradition eine ganz besondere Bedeutung... Seine (Kurts) Herkunft und Prägung, ein Siebenbürger Sachse sein zu*

dürfen, ist bei ihm zum Schatz, zum Bekenntnis geworden: Er wollte auch Siebenbürger Sachse bleiben. Erkennbar sein auch in dem, dass ich die Gemeinschaft pflege und immer wieder danach frage, wie ich diese besondere Farbe meines Lebens weiterreichen kann.“

Ja, weitergereicht hat Kurt wahrlich vieles. Er hatte Ideen und Visionen, und er versuchte, diese auch umzusetzen. Es war die Art und Weise, wie er dies tat, die uns für ihn einnahm. Seinen Teamgeist wussten wir zu schätzen und seine Begeisterung für eine Sache schwappte auch auf uns über. Mit ihm zusammen zu arbeiten machte Freude. Unter den Agnethlern hat er auch auf offene Ohren gestoßen und er hat sich über die tatkräftige Mitarbeit gefreut. Mit großer Sorgfalt bereitete er die HOG-Sitzungen vor. An alles und an alle dachte er: An die Agnethler hier und an die Agnethler dort.

Hier war er maßgeblich an der Organisation und der Durchführung der Agnethler Treffen 2000 und 2005 beteiligt. Ich erinnere mich an das Herstellen der Abzeichen: Unter Kurts Regie saßen alle Wagners am Familientisch und klebten oder schraubten zusammen. Wenn wir über Menü, Eintrittskarten und kulturelles Programm gesprochen hatten, erinnerte er uns daran, dass wir die Musik, den Saalschmuck oder die Parkmöglichkeiten nicht vergessen dürfen. Und kamen wir in der Planung mal nicht weiter, er wusste eine Lösung. Das Zustandekommen der jeweiligen Festschriften lag ihm am Herzen.

Als die Agnethler HOG gefragt wurde, ob sie mit einer Trachtengruppe beim Oktoberfest in München 1998 teilnehmen kann, war Kurt sofort begeistert und unterstützte das Unterfangen tatkräftig.

Auf seine Anregung wurde eine Homepage erstellt, auf die wir stolz sind. Für sehr wichtig erachtete er auch die Unterstützung der Stiftung Siebenbürgische Bibliothek und des Projekts „Turm der Erinnerungen“ in Drabenderhöhe.

Ein ganz besonderes Anliegen und Bedürfnis war für Kurt das Aufrechterhalten der Verbindung zu Agnetheln und den dort lebenden Menschen. Unermüdlich suchte er und fand auch den Kontakt zum Pfarramt, zum Presbyterium und zuletzt auch zur bürgerlichen Gemeinde Agnetheln, zum Bürgermeisteramt. Friedhof und Kirche lagen Kurt besonders am Herzen. Hier hat er auch viel zuwege gebracht, wofür die Agnethler sehr dankbar sind: In der Kirche wurde das Läutewerk renoviert, eine Alarmanlage wurde eingebaut. Und was den meisten Agnethlern sehr wichtig ist, war auch Kurt wichtig: der Friedhof. Dank der Spenden der Agnethler betrieb er die Renovierung des Daches und der Rinnen der Kapelle, die Reparatur des Zauns und des Treppenaufgangs, das Streichen des Tors beim hinteren Eingang. Es wurden immer wieder zuverlässige Friedhofspfleger gesucht. Könnte Kurt den Friedhof in seinem jetzigen Zustand sehen, er wäre damit zufrieden.

Kurt hatte eine Idee: eine Gedenktafel mit den gefallenen und verschollenen Agnethlern des Zweiten Weltkriegs anzufertigen. Die Idee wurde Wirklichkeit: die Herstellung der Tafeln besorgte er fast im Alleingang; im Rahmen einer Reisegruppe nach Agnetheln wurden die Tafeln in einem Gottesdienst in der Kirche festlich eingeweiht und an der Wand angebracht. Der Wunsch, ein Gästehaus in Agnetheln einzurichten, ist für Kurt nicht mehr in Erfüllung gegangen. Das Thema Gästehaus bleibt offen.

Gerne und immer wieder reiste Kurt nach Agnetheln. Dort hat er viele Freunde gewonnen, die ihn schätzen gelernt haben und um ihn trauern.

Nichts war Kurt zu viel: Als es hieß, die Agnethler brauchen einen Traktor für die Bearbeitung der vom Staat zurückbekommenen Ackerflächen, da leitete er die Aktion in die Wege. Als er erfuhr, dass sie einen Spaten brauchen, ließ er ihnen auf schnellstem Wege einen Spaten zukommen. Die Spendenaktionen der Diakonie Mönchengladbach unterstützte er selbstverständlich.

Kurt hat sein Ehrenamt als HOG-Vorsitzender bis zuletzt mit Hingabe und aus einem inneren Bedürfnis heraus ausgeübt. Wie sehr ihn viele Menschen geschätzt haben, durfte Kurt auf seinem harten Leidensweg erfahren: die vielen Besuche und Bezeugungen der Anteilnahme von Agnethlern, von Freunden, Bekannten, Verwandten und Arbeitskollegen erfreuten ihn, waren für ihn ein Lichtblick.

Selbst über seinen Tod hinaus reicht Kurts Fürsorge für Heimat und Gemeinschaft: An Stelle von Blumen auf sein Grab hat er die Trauergäste um Spenden für die HOG Agnetheln oder an die Stiftung Siebenbürgische Bibliothek gebeten. Und die Spenden sind zahlreich geflossen.

Wir sind dankbar, dass wir Kurt Wagner als unseren Vorsitzenden und Freund haben durften.

Der Vorstand der HOG Agnetheln bedankt sich bei allen Spendern für die Spendensumme in Höhe von 4770 Euro. Wir werden diese Summe zum Gedenken an Kurt und in seinem Sinne verwenden!

Marianne Brenner
Für den Vorstand der HOG Agnetheln

Spenden für die Stiftung

„Siebenbürgische Bibliothek“

Überraschend großzügig war auch die Spendenbereitschaft zugunsten der „Stiftung Siebenbürgische Bibliothek“. Der Vorstandsvorsitzende Hatto Scheiner informierte mich in einem Schreiben, dass ein Gesamtbetrag von knapp 1500 Euro zusammengekommen ist. Er dankte für die Initiative und gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass auch andere Landsleute diesem Beispiel folgen mögen, da die Stiftung noch in den Anfängen des Aufbaus und auf jede Zuwendung angewiesen ist.

In einem späteren Schreiben teilte er mir mit, dass der Vorstand der Stiftung beschlossen hat, Kurt in die Stiftertafel aufzunehmen – als Würdigung seines Wunsches, die Stiftung zu unterstützen und unter Berücksichtigung der Höhe des Spendenergebnisses.

Ich danke allen, die mit ihrer Spende dazu beitrugen, dass siebenbürgische Belange im Sinne von Kurt gefördert und unterstützt werden.

Der Spendenaufruf an die Stiftung ist auch Kurts Wunsch gewesen. In der Siebenbürgischen Zeitung kam irrtümlicherweise die Information, dass der Spendenaufruf auf meine Initiative zurückgeht. Hiermit habe ich das richtiggestellt.

Gudrun Wagner, Heilbronn

Glanz und Elend eines Pioniers aus Agnetheln

Aus dem Leben des Johann A. Ehrmann.
Erinnerungen an meinen Großvater.

In unserem kleinen Städtchen Agnetheln hat es schon immer sehr rührige und tüchtige Menschen gegeben, die immer alles ein bisschen besser machen wollten. Wenn ich an die vielen ausgezeichneten Handwerksmeister denke, vor allen Dingen aber an die überaus große Zunft der Schuster, die um die Jahrhundertwende (1900) über 85 Meisterbetriebe stark war, so ist es nicht übertrieben zu behaupten, dass sie wahre Meister ihres Faches waren, die in weitem Umkreis von Agnetheln und zum Teil auch in ganz Siebenbürgen und darüber hinaus auf allen Märkten ihre Schuhe und Stiefel verkauften und hohes Ansehen genossen.

Diese tatkräftige Schusterzunft hatte einen wahren Schatz in Agnetheln: die vielen Gerbereien – zehn an der Zahl, die „Erste Agnethler Lederfabrik“, erbaut 1893, eine Aktiengesellschaft und auch noch eine große Zahl von Lederhandlungen, nämlich zehn. Diese bildeten den Grundstock der Versorgung mit Leder und Sohle für Schuhe und Stiefel. Es war eine hervorragende Symbiose zweier Zünfte, die ihresgleichen sucht. Mein Urgroßvater Michael Ehrmann, Mittelgasse 36, war auch einer der Gerbermeister in Agnetheln. Seine Gerberei war in der Mittelgasse 36. Am 15. Januar 1874 wurde mein Großvater Johann August Ehrmann als zweiter Sohn des Michael und der Katharina, geb. Fernengel, in Agnetheln geboren. Er hatte noch einen älteren Bruder Michael und eine jüngere Schwester Mathilde.

Nach Abschluss der „Höheren Volksschule“ in Agnetheln (Benennung aus Abgangszeugnis der Gerberschule Freiberg/Sachsen) hat er im Betrieb seines Vaters das Gerberhandwerk erlernt. Im März 1900, im Alter von 26 Jahren meldete er sich unter der Nummer 566 an der Gerberfachschule in Freiberg-Sachsen, nahe Dresden zum Studium an. Vom 24.04.1900 bis zum 27.03.1901 hat er diese Schule besucht und auch abgeschlossen. Kurz nach der Wende 1990 habe ich gemeinsam mit seiner jüngsten Tochter Helga Freiberg besucht und wir sind auf den Spuren unseres Großvaters durch die Stadt gewandelt. Wir besuchten seine ehemalige Herberge in der Stadt, doch dieses Gebäude war vom Zahn der Zeit arg mitgenommen. Beim ersten Besuch – es muss wohl ein Wochenende gewesen sein – war das ehemalige Schulgebäude geschlossen. Bei einem zweiten Besuch erhielten wir auf Anfrage Abschriften der Zeugnisse von meinem Großvater und dessen Sohn Hans Ehrmann. Und das nach 100 Jahren. Nach Abschluss der Gerberfachschule hat sich mein Großvater auf „die Walz“ durch Deutschland und Schweden begeben. Weitere Reisen hat er auch durch die Schweiz unternommen. (Rigi). Da ihn das Reisefieber einmal gepackt hatte, soll er sich auch mit dem Gedanken der Auswanderung nach Südame-

rika befasst haben. (vermutlich Argentinien). Irgendwann im Herbst 1901 kommt seine Schwester Tilli nach Deutschland und gemeinsam geht es dann wieder zurück nach Siebenbürgen.

Aus dieser „Walz-Zeit“ hat er uns Enkelkindern viele und schöne Geschichten erzählt: In einer der Gerbereien, wo er als Gastgeselle arbeitete, (es war wahrscheinlich im württembergischen Backnang) herrschten ganz strenge Sitten, sowohl im Betrieb, als auch bei den gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten. Die ganze Belegschaft hockte an einem großen Tisch herum. Es wurden häufig Pellkartoffeln gereicht. Als erster konnte sich der Meister den Teller füllen, dann kamen die Gesellen, die Lehrlinge und zum Schluss die „Wälzer“ dran. Wenn der Meister mit dem Essen fertig war, stand er auf und danach die ganze Mannschaft. Es wurde nicht gefragt, ob alle satt sind. Da mein Großvater aber immer als letzter zulangen konnte, blieb wenig Zeit fürs Kartoffelschälen übrig. Er muss oft mit knurrendem Magen aufgestanden sein. In seiner Not hat er dann auf das zeitraubende Schälen verzichtet und die Kartoffeln samt Schale hinuntergewürgt. Es hat ihm offensichtlich nicht geschadet.

Bei uns zu Hause herrschten auch ganz strenge Sitten. Großvater sagte immer: „Was eure Mutter kocht, kann gegessen werden, auch wenn es ihr gelingt, Steine weich zu kochen.“ Wir haben aber nie Steine essen müssen.

Großvater sang uns oft ein kleines Liedchen aus Schweden in schwedischer Sprache vor. Er konnte durch eigenartiges Klopfen mit den Händen und Ellenbogen auf den Tisch die Geräusche der Spaltmaschine nachmachen. Wir waren immer sehr beeindruckt von dieser „Handfertigkeit“.

Nach seiner Rückkehr aus Deutschland hat er als Werksleiter in der ersten Agnethler Lederfabrik gearbeitet. Nach angeblichen Zerwürfnissen mit der Leitung der Lederfabrik kehrte er wieder in den elterlichen Betrieb zurück. Der Grund dieses Zerwürfnisses ist mir nicht bekannt, dürfte aber in der Richtung zu suchen sein, dass er den in Deutschland erlernten technologischen Fortschritt einbringen wollte. (Zum Missfallen der Betriebsleitung?)

Am 19.05.1906 heiratet er Emma Katharina Andree aus Agnetheln. Diese Ehe ist mit acht Kindern gesegnet worden: Hans, Otto, Emmi, Ernst, Hilde, Gertrud, Wilhelm, Helga. Mit seinem nunmehrigen Schwager Wilhelm Andree, der auch das Gerberhandwerk erlernt hatte, beschließen sie eines Tages – lange Zeit vor dem ersten Weltkrieg – eine Lederfabrik zu gründen. Es entsteht die Firma Andree & Ehrmann, angesiedelt in Agnetheln in der Mittelgasse 36, auf dem Hof von Urgroßvater Michael Ehrmann. Beide Parteien sind gleichberechtigt und zu 50 % am Kapital und am Ertrag beteiligt. Am 2. September 1943 stirbt der Mitbegründer Wilhelm Andree. Da seine einzige Tochter Friederike als Kind verstorben war, (zu deren Erinnerung die „Fritzglocke“ gestiftet wurde) und er somit keine lebenden Nachkommen hatte, wird sein Anteil von 50% auf seine Brüder Georg, Daniel und Rudolph An-



Bild: Emma Katharina Ehrmann und Johann A. Ehrmann

dree aufgeteilt. Seine Schwester Emmi Ehrmann ist, um den Proporz von 50% Anteile an der Firma nicht zu Gunsten der Familie Ehrmann zu vergrößern, in geschwisterlichem Einvernehmen mit einem Grundstück beerbt worden.

Die elterliche Gerberei wird nun mächtig ausgebaut. Sie dehnt sich über drei Hofstellen aus: Nr. 36, der alte Ehrmann'sche Hof; Nr. 34, der Hof von Wilhelm Andree; Und zusätzlich wird noch die Hofstelle Nr. 38 dazugekauft, wo dann letztendlich die einzige Zufahrt zur Fabrik und zur Mühle bestand. Die Hofstelle Nr. 32-Rudolph Andree- und die Hofstelle Nr. 30 wird für den ältesten Sohn Hans Ehrmann zugekauft. Hofstelle Nr. 28 hat meinen Eltern gehört. So waren diese Hofstellen von Nr. 28-38 in der Mittelgasse praktisch Familieneigentum der erweiterten Familien Andree & Ehrmann. Zumindest in den riesigen Gärten der Mittelgasse hätte die Firma noch erhebliche Ausdehnungsmöglichkeiten besessen. In den fertiggestellten Gebäuden konnte mein Großvater seine in Deutschland erworbenen Kenntnisse anwenden: er führte die bis dahin in Agnetheln unbekannt Chromgerbung des Leders ein.

In den Jahren 1924-1926 wird das alte Ehrmann'sche Haus abgerissen und es entsteht ein modernes Wohnhaus mit insgesamt sieben Zimmern, mit Bad, WC, Wasserleitung usw. In dem vorderen, der Straße zugewandten Teil wird eine Lederhandlung eingerichtet. Die Zahl der Beschäftigten steigt unaufhörlich an. Sogar einen Nachtwächter leistet sich die Firma. Zu meiner Zeit war dies Herr Gunesch. Als Kind bin ich oft durch die Fabrik gelaufen und habe mit großer Ehrfurcht diese riesigen, sich drehenden und schrecklichen Krach machenden Gerberfässer bestaunt. Hier entnahmen dann kräftige Männer in riesigen Stiefeln und Lederschürzen die Felle aus dem Gerberloch oder aus den Trommeln, legten sie auf eine halbrunde Bank und säuberten mit großen Messern die Haut von Muskelresten. Der Geruch bei dieser Arbeit war gewöhnungsbedürftig. In meiner kindlichen Erinnerung haben dort fast „Riesen“ gearbeitet. An Herrn Zimmer und an Herrn Wachsmann, der auch Vorarbeiter war, kann ich mich ganz lebhaft erinnern. Von dort konnten wir nämlich „Lui“ bekommen um Bälle daraus zu formen. Angenehm war der Platz, wo das fertige Leder vermessen wurde. Es war eine

ganz große Maschine mit vielen Rädern. Die Lederstücke wurden unter diese vielen Räder gedrückt und mittels einer Walze durchgezogen. Auf einer großen „Uhr“ wurde dann die Größe des Lederstücks angezeigt. Dass wir da natürlich gerne spielen wollten, war klar, nur Herr Heitz hatte öfters etwas dagegen.

Der Ausbruch des ersten Weltkriegs hat sich auf die Entwicklung der Firma in soweit positiv ausgewirkt, dass große Mengen von Leder und Sohlen seitens der Armee benötigt wurden. Aus Erzählungen jedoch weiß ich, dass die Firma gegen Ende des Kriegs durch Nichtbegleichung von ausstehenden Rechnungen seitens der Armee große Verluste erlitten hat.

Die Firma hatte auf dem Betriebsgelände eine eigene Schlosserei, eine Dampfmaschine und einen eigenen elektrischen Generator, da viele technische Geräte und Motoren mittels Strom betrieben wurden. Auch die Werkshallen waren mit elektrischem Licht beleuchtet, schon lange bevor die allgemeine Stromeinführung in Agnetheln vollendet war. (Diese Stromeinführung ist zum Teil auch auf meinen Müller-Großvater zurückzuführen, der zu damaliger Zeit öffentlicher Notar in Agnetheln war.) Das Haus meines Großvaters und seines Partners waren an dieses eigene Stromnetz angeschlossen. Meine Mutter hat uns Kindern oft begeistert erzählt, wie schön und angenehm das Bügeln der Wäsche mit einem elektrischen Bügelleisen war. Doch mit dem Bügeln musste man sich sputen, da ab 17.00 Uhr der betriebseigene Strom abgestellt wurde – es war Feierabend.

In späteren Jahren ist über dem Kesselhaus ein Duschraum für die Arbeiter eingerichtet worden, den wir mit meinem Bruder Hanswalter immer nach 18.00 Uhr benutzen durften – das warme Wasser war köstlich.

Zur Firma gehörte auch eine Mühle, die von der Bevölkerung kräftig genutzt wurde. Insbesondere an den Wochenenden, wenn Markttag war, war der sonst riesige Hof viel zu klein.

Die Firma Andree & Ehrmann hat sich auch nach dem Anschluss Siebenbürgens an Rumänien – als Folge des verlorenen Kriegs – gut entwickelt, brauchten ja auch die „neuen Landesherren“ Leder und Sohlen für die „opincari“. (Die rumänischen Soldaten sollen teilweise noch mit Bundschuhen ausgerüstet gewesen sein.) Die neuen Herren sind nicht sonderlich zimperlich gewesen. Aus Gesprächen der „Alten“ weiß ich, dass die Firma zwischen den beiden Kriegen hohe „Spenden“ für die Errichtung der neuen rumänischen orthodoxen Kirche hat erbringen müssen. (Und bist du nicht willig...)

Es war guter alter Brauch die Kinder zu Weihnachten in unserer Kirche zu beschenken. Im Allgemeinen war das Sache der karitativen Vereine, insbesondere des Frauenvereins, wo Honigkuchen, Äpfel, Nüsse und in den Kriegsjahren auch warme Sachen für wenig begüterte Kinder verteilt wurden. Ein großes Problem war das Schuhzeug – alles musste „an die Front“. Hier hat die Firma in vorbildlicher Weise bis Weihnachten 1947 Schuhe und Sohlen geschenkt.

Im Privatleben war mein Großvater ein äußerst gutmütiger,



Bild: Agnetheln, Mittelgasse, von links nach rechts: Ehrmann Johann Nr. 36, Andree Wilhelm Nr. 34, Andree Rudolph Nr.32

sparsamer und genügsamer Mensch. Die einzige mir bekannte Unterhaltung, die er sich leistete war das wöchentliche Tarockspielen, mit so honorigen Herren wie Karl Essigmann, Fritz Theil, Michael Rau. Bei dieser stattlichen „Altherrenrunde“, die sich immer Sonntag nachmittags trafen, wurde ca. ein Liter Wein mit Mineralwasser (Sodawasser), also „Matrosenspritzer“ und etwas Kuchen gereicht. Oft durfte ich zusehen. So habe ich das Spiel auch gelernt. Nur wenn ich fragte, wie die Karte mit dem Teufel auf dem Hut heiße (es war die höchste Karte im Spiel – der Spieß), da wurde er belehrend und sagte: „So etwas fragt man nicht!“ Aber er war nie böse. Ich habe keinen einzigen Zornesausbruch bei ihm je erlebt. Auch als er im Alter schwer an Diabetes erkrankte und ihm an einem Fuß drei Zehen wegen Durchblutungsstörungen entfernt werden mussten, habe ich ihn nie verzweifelt oder nörgelnd erlebt. Er war unendlich geduldig. Da jeden Tag eine Insulinspritze fällig war und der Arzt nicht immer kommen konnte, sollte meine Großmutter Krankenschwester spielen. Doch ihr medizinisches Geschick war nicht sonderlich groß. Wohl aus Sorge, ihrem Mann keine allzu großen Schmerzen beim Impfen zuzufügen, wurde die Kanüle sehr vorsichtig unter die Haut getrieben, wobei naturgemäß die Schmerzen größer sind. Das muss sogar meinem Großvater nicht gefallen haben: er nahm die Spritze selbst in die Hand und trieb die Kanüle mit einem kleinen Ruck unter die Haut – dann konnte die Großmutter das Insulin einspritzen.

Jeder Agnethler kennt den Salzbrunnen. Auf diesem idyllisch gelegenen Fleckchen Erde ist wohl eine solehaltige Quelle gefasst und von tüchtigen Menschen mit Weitblick zu einem Freibad mit Kurmöglichkeiten und einem kleinen Hotel ausgebaut worden. Um dieses Bad herum sind private, aber auch kirchliche Einrichtungen entstanden. Auch meine Großeltern haben hier ein Haus gebaut, mit schöner Glasveranda, mit drei Zimmern und Küche. Hier haben wir fast jeden Sommer in den Ferien gebadet und gespielt. Oft kamen auch die Großeltern mit dem Pferdewagen. Für den Heimweg gab es zwei Möglichkeiten: erstens vorbei beim „Oprea“ – dort waren aber immer viele Hunde und großes Gebell; zweitens gab es den Weg über „das Steile beim Schuller“, wo der Weg zwar sehr viel kürzer war, aber den Pferden mehr Kraft abverlangte. Wenn wir Kinder dann, um den Pferden etwas zu ersparen, absteigen wollten, sagte Großvater immer: „Bleibt sitzen, die Pferde hätten Pfarrer werden sollen.“ (Die Pfarrherren mussten zu damaliger Zeit keine schweren körperlichen Leistungen erbringen)

Im Jahre 1940-1941 hat mein Vater Fritz Müller, zusammen mit seinem Schwager Dr. Otto Ehrmann im Auftrag der beiden Firmeninhaber, in Bukarest eine zum Verkauf angebotene Schuhfabrik „Norma“ gekauft. Diese Schuhfabrik ist auf dem schon benannten Gelände in der Mittelgasse angesiedelt worden. Die Zahl der Arbeiter und Angestellten ist daraufhin gewaltig angestiegen. Zum Schluss sind es ca. 150 Arbeitsplätze gewesen. Es soll nicht verschwiegen werden, dass die An-

siedlung der Schuhfabrik in Agnetheln nicht nur Begeisterung geweckt hat. Viele Schustermeister bangten um ihre Zukunft. Der technische Fortschritt kann manchmal schmerzlich sein. (Siehe das Drama „Die Weber“ von Gerhard Hauptmann). Nach nicht allzu langer Zeit sind dann die ersten „Schuhe vom Band“ gelaufen – Marke „Agnetha“. Anfangs waren es Damenschuhe, später kamen auch Herrenschuhe hinzu. Die Schuhe müssen sich gut verkauft haben, sind sie ja von ausgezeichneten Handwerkern der Schusterzunft hergestellt worden, die zum Teil nur die Arbeitsstelle gewechselt hatten. Ich glaube diese Zeit markiert den Höhepunkt in der Entwicklung der Firma Andree & Ehrmann.

Über Erweiterungs- und Modernisierungspläne ist mir bekannt, dass die Abwässer der Lederfabrik, die ja ungefiltert in den Harbach eingeleitet worden sind, mittels einer Kläranlage hinter der Klimesgasse gereinigt werden sollten, um den doch etwas strengen Geruch des Baches zu mildern, der insbesondere im Sommer bei Niedrigwasser schwer zu ertragen war. Die Enteignung des Betriebes im Jahre 1948 hat diesen Plan zunichte gemacht. Bis heute stinkt es vor sich hin.

Kurze Zeit vor dem Frontwechsel 1944 hat die Firma noch große Mengen an Gerbmitteln von der „IG Farben“ – Deutschland eingekauft. Die Kommunisten haben alles geschluckt!

Beim Kauf der Schuhfabrik hat ein gewisser Herr Pickel eine große Rolle gespielt. Er war Jude und ich glaube zu wissen, dass sowohl mein Großvater als auch mein Vater ihn beschützt haben. Mein Vater sagte oft: „Emmi, koche etwas Gutes, der Herr Pickel kommt.“ Von diesem Herrn Pickel hat mein Großvater Gold, Goldmünzen, Dollar und Schweizer Franken gekauft (Wert ca. 25.000 Euro) und es als eiserne Reserve betrachtet. Es sollte ein Kauf mit bitteren Folgen sein. Nach der Enteignung und Vertreibung aus ihrem Haus in der Mittelgasse 36 im Jahre 1948 haben die Großeltern bei uns eine notdürftige Bleibe gefunden – zwei Zimmer. Großmutter hat viel geweint, Großvater war verbittert.

Im Jahre 1949 wird Großvater wegen Besitzes von Gold und Devisen angezeigt und nach Kronstadt ins Gefängnis gebracht. Die Befragungsmethoden der Kommunisten dürften hinlänglich bekannt sein. Mein armer alter Großvater, schwer zuckerkrank und ohne ärztlichen Beistand, hat diesen Methoden nicht lange standhalten können: er hat alles Gold und Geld abgeliefert und ist dann an den Folgen der Befragungen am 30. 06.1950 in Kronstadt im Gefängnis gestorben. Er ist daselbst in Sträflingskleidung, mit über das Gesicht gezogener Mütze verscharrt worden. Bei all dem großen Elend war es doch ein Glück, dass Hanswalter zur selben Zeit in Kronstadt das Abitur machte. Eine entfernte Verwandte, die jeden Tag die Gerichtssäle besuchte, hörte eines Tages den kaum wahrnehmbaren Satz eines Häftlings: „Heute Nacht ist der alte Herr Ehrmann gestorben“. Hanswalter hat darauf hin sofort Nachricht gegeben, worauf mein Onkel Otto Ehrmann und mein Vater nach Kronstadt gefahren sind. Im Gefängnis wollte man gar nichts wissen: Beerdigt ist beerdigt – keine

Exhumierung. Ein wohlgesinnter rumänischer Rechtsanwalt, dessen Mutter bei Sachsen gedient hatte, empfahl, eine Identifizierung des Toten zu beantragen, was zwangsläufig eine Exhumierung voraussetzte. Danach konnte ein Antrag auf Freigabe der sterblichen Überreste gestellt werden. So ist es geschehen. Es musste in aller Eile ein Zinksarg gefertigt werden, denn nur so konnte der Entschlafene auf einem LKW von Kronstadt nach Agnetheln überführt werden. In Anetheln ist dann ein Spezialsarg angefertigt worden, in welchen der Zinksarg eingelegt wurde. Danach erst konnten wir unseren Lieben in heimatlicher Erde am 04. 07. 1950 auf dem Agnethler Friedhof beisetzen. Soweit mir bekannt ist, hatte die Leitung der nunmehr verstaatlichten Firma „7 Noiembrie“ den Arbeitern empfohlen, nicht an der Beerdigung teilzunehmen. Der Trauerzug durch Agnetheln ist aber von einer riesigen Menschenmenge, die Spalier standen, begleitet worden. Es waren die ehemaligen Mitarbeiter. Aus den ernsten Gesichtern der Menschen konnte man ihre Anteilnahme entnehmen. Ich habe keine geballte Faust gesehen, obwohl da ein Klassenfeind und Ausbeuter zu Grabe getragen wurde. Erst viele Jahre später haben wir erfahren, dass die Anzeige über den Goldbesitz von Herrn Pickel stammte, der dafür den Pass nach Israel erhalten haben soll. No comment!!

Das Privatleben meines Großvaters ist gekennzeichnet von Höhen und Tiefen. Die Geburten seiner acht Kinder dürften zu den freudigsten Ereignissen in seinem Leben gezählt haben. Um so schrecklicher sind die Todesfälle seiner fünf Kinder, die er miterleben musste: Ernst starb im Alter von acht Monaten am 23. 11.1912. Das Jahr 1922 dürfte wohl zu den bittersten zählen, da am 01. 01.1922 seine Tochter Hilde im Alter von acht Jahren und am 07. 01.1922 die Tochter Gertrud im Alter von sechs Jahren an Scharlach verstorben sind. Der älteste Sohn Hans, geboren am 24. 02.1907 ist im Alter von 36 Jahren, am 04. 09.1943 an Leukämie gestorben. Im Nachhinein vermute ich, dass es sich bei meinem Onkel um eine Berufskrankheit gehandelt hat. Es ist heute bekannt, dass Chrom und seine Salze Blutkrebs – Leukämie – auslösen können. Der Fortschritt muss immer teuer erkaufte werden. Großvater hatte in Agnetheln die erste Chromgerbung eingeführt.

Der jüngste Sohn Wilhelm, geboren 1919, ist im Februar 1945 als Angehöriger der Waffen – SS – Regiment „Norge“ vermutlich bei Stettin gefallen. Wir haben nie eine amtliche Mitteilung erhalten und auch noch so viele Nachforschungen haben nichts erbracht. Im August 1944 sollte er auf Urlaub nach schwerer Verwundung bei Narwa nach Hause kommen: der 23. August '44 aber war schneller. Meine Großmutter ist von einer Wahrsagerin zur anderen gelaufen und jede hat dann im Tausche gegen Geld oder Sachwerte beteuert: Willi lebt, er ist verheiratet und es geht ihm gut.“ Ich glaube, meine Großmutter hat bis zu ihrem letzten Atemzug auf ihren Sohn gewartet.

Nach dem Tod von Großvater hat meine Großmutter noch bei uns in der Mittelgasse gewohnt, bis eines schönen Tages

1951-1952 der „Herr Vladut“ meinem Vater bedeutete, innerhalb von 48 Stunden den Hof in der Mittelgasse 28 zu räumen. Meine Eltern haben eine Bleibe bei Fam. Fabritius (Faber) in der Neugasse und Großmutter bei ihrer Nichte – Kiertscher – in der Niedergasse ein Zimmer gefunden. Es war eine der schwersten Zeiten für alle Sachsen: entrechtet, enteignet, verhöhnt, verspottet, verschleppt, gedemütigt. Großmutter wurde von der Stadtverwaltung beauftragt, als ehemalige Ausbeuterin den Marktplatz zu fegen. Es war daher eine Erlösung, als sie endlich zu Tochter Helga nach Deutschland ausreisen durfte. Auch diesen Schritt – so wie allseits bekannt – hat sich der rumänische Staat bezahlen lassen.

Aus dieser Zeit fällt mir noch eine kleine Episode ein: Nach dem Krieg, aber noch vor der Enteignung der Betriebe, doch schon unter „Stalins Jüngern“, hat ein rumänischer Arbeiter Leder und Sohle gestohlen. Als er zur Rede gestellt wurde, soll er gesagt haben, er hätte ja nur einen Kapitalisten schädigen wollen. Es erfolgte keine Strafe. Dieser Mann soll anschließend einer der „Obersten“ in Agnetheln gewesen sein.

Zeugnis der Gerberfachschule Freiberg/Sachsen aus:

Ehrmann, Johann

Lfd. Nr.: 566

Anmeldungsdatum: 11 März 1900

Geb. - Datum: 15. Januar 1874 in Agnetheln, Siebenbürgen

Name: Ehrmann, Johann, August

Religion: ev. luth.

Vorbildung: Höhere Volksschule in Agnetheln

Aufnahmedatum: 24. April 1900

Abgang: 27. März 1901

Vater: Michael Ehrmann, Gerbmeister in Agnetheln

Gewohnt: in Freiberg, Schmiedestraße 7 I

Noten:

Betragen	1
Fleiß	1
Schulbesuch	1
Gerbereipraxis	1
Gerbereiwissenschaft	2 b
Allgemeine Chemie	3 a
Gerbereichemie	2 b
Physik	2 b
Rechnen	2
Buchführung	2 b
Handel- und Volkswirtschaftliche Lehre	2
Korrespondenz	3 a
Maschinenkunde	2
Zeichnen	2
Gesamtleistungen Theorie	2 b
Praxis	--

Kurt Müller, Weil der Stadt

Eine Lehrerin erinnert sich: Schule in Deutsch – Tekes 1953 – 1955

Von Inge Rether, Weinsberg

Wo soll ich jetzt eigentlich beginnen, nach so vielen Jahren über Tekes meine Erinnerungen aufzuschreiben?

Vielleicht fange ich mit der Schule, dem Lehrerseminar in Schäßburg an, wo ich im Juni 1953 meine Matura, d. h. mein Abitur ablegte.

Noch in Schäßburg, kurz vor den Prüfungen, wurde uns mitgeteilt, dass wir höchstwahrscheinlich im Banat unsere erste Stelle antreten werden. Keine große Begeisterung, das war klar! Dank unseres Klassenlehrers Michael Helwig konnte das Steuer zurückgedreht werden und so sind kaum Schäßburger Pädagogik-Absolventen im Banat gewesen.

Meine Schwester Hedi und ich besuchten dieselbe Klasse und waren bestrebt irgendwo zusammen als Lehrerinnen angestellt zu werden, nachdem wir beide dem Repser Rayon zugeteilt wurden. Leider erwies sich das als eine Illusion. Die Unterrichtssektion dieses Rayons war unnachgiebig und wollte uns nicht in eine Gemeinde anstellen. Meine Schwester ging nach Seiburg, ich erhielt Deutsch – Tekes zugeteilt, als Lehrerin für die Klassen 5 – 7. Es war bekannt, dass familiäre Bindungen am Arbeitsplatz im kommunistischen Staat nicht gern gesehen wurden. Aus diesem Grund sollten womöglich alle Absolventen Jahrgang 1953 ins Banat. Und wiederum sah man es ungern, zwei Schwestern in einer Schule unterrichten zu lassen. Ich war wütend! Das war aber nicht nur bei Lehrern so üblich, sondern auch bei Ärzten; Ehepaare wurden oft getrennt angestellt.

Ich musste mich mit diesen Gegebenheiten zurechtfinden. Um wie viel günstiger wäre uns auch nur die Unterkunft gekommen. Ein Zimmer für beide hätte uns genügt. Nachdem unsere Eltern, dank der kommunistischen Regierung durch die Enteignung von Landbesitz und Immobilien das gesamte Vermögen verloren hatten, wäre es nur richtig gewesen, sie zu unterstützen. Das Gehalt war zwar knapp bemessen: 450 Lei als Lehrerin des II. Zyklus, 410 Lei als Grundschullehrerin, aber wir lagen unseren Eltern nicht mehr auf der Tasche, das war die Hauptsache!

Dienstantritt in Reps

Ich stand verloren vor dem Bürgermeisteramt – „Sfatul Popular Raional“ – und nun wohin? Auf nach Tekes! Aber wie, ohne Bus und Bahn 20 Kilometer?! Wie das zustande kam, weiß ich nicht mehr genau, dass gerade ein Fuhrmann aus Tekes mit Pferd und Wagen, beladen mit allerhand Waren, uns mitnehmen konnte, um uns am zukünftigen Ort des Schaffens abzuladen. Scheinbar hatte doch Edith Melchior, die Direktorin der Deutschen Siebenklassenschule Deutsch-Tekes die Sache so geregelt, dass der Fuhrmann auch uns als „wichtige Fracht“ mitnehmen sollte.

So traten wir eine Reise ins Ungewisse an: Hilde Gaber, meine Klassenkollegin von der Bergschule aus Schäßburg, die das Glück hatte, nach Tekes zu kommen, und ich. Nun, die Reise wäre sicher angenehmer verlaufen, wenn wir einen Ledersitz zur Verfügung gehabt hätten. Das Wetter war herrlich warm und so empfanden wir diese Fahrt als einen schönen Ausflug. Nachdem wir den ersten Hügel überwunden hatten, dachten wir schon bald in Tekes zu sein. Aber der Weg zog sich noch endlos dahin, bis wir dann endlich die Gemeinde erblickten, geduckt im Tal, die Häuser geschart um Kirche und Turm. Also das war's! Zur vorläufigen Unterkunft wurden wir einer Familie zugeteilt, die mit mir etwas gemeinsam hatte: sie war auch als „Ausbeuter“ angesehen und dies war praktisch eine Zwangszuweisung. Diese Leute waren nicht begeistert, und uns war es peinlich. Dort hausten wir mit Hilde ein paar Tage, bis unser Aufenthalt im alten Kindergarten vorläufig gesichert war. Wenn ich es gut in Erinnerung habe, war dies Haus durch einen großen Riss in der Wand für Kindergartenbenutzung nicht mehr tragbar. Für uns ja! Wir suchten uns dann ein anderes Quartier. Ich fand zwei sehr liebe alte Leute. Da hatte ich Glück und erhielt ein schönes Zimmer in einem großen Haus mit Garten und das Mittagessen waren sie auch bereit mir zu geben.

Ein paar Wochen hatten wir Zeit uns mit den Lehrplänen zurechtzufinden und mit den Lehrern anzufreunden. Drei Absolventen der Bergschule aus Schäßburg kamen neu dazu: Hilde Gaber, Helmut Schmidt und ich. Was haben sich die Tekeser wohl gedacht, als sie uns sahen: „Die sollen unsere Kinder lehren und erziehen, sie sind ja selbst noch halbe Kinder? Damals war ich erst gute siebzehn Jahre alt. Ich unterrichtete hier die Fächer Musik und Chemie. Nun wussten wir, und waren im Seminar in unserer Bergschule auch dementsprechend vorbereitet worden, dass die gesamte kulturelle Tätigkeit, also sowohl außerschulische Arbeit mit den Schülern, als auch die mit der Jugend und sogar mit der ganzen Gemeinde auf unseren Schultern lasten wird.

Wir wurden im Musikunterricht zu kleinen Chordirigenten ausgebildet, studierten kleine Theaterstücke ein, choreographierten uns selbst die Tänze, boten rhythmische Gymnastik auf der Bühne dar, unser Klassenchor sang ein paar schöne Lieder, Gesangsolisten hatten wir dabei und deklamierten politisch aktuelle, aber auch andere, humoristische Gedichte. Das alles verpackten wir zu einem schönen bunten Strauß – zu einem „bunten Abend“, mit dem wir Ausfahrten in die Umgebung von Schäßburg unternahmen.

So bereiteten wir Tekeser Lehrer mit den Kindern auch kleine kulturelle Programme vor, mit Einaktern, Tänzen: Sächsischer – Tiroler und Schneeflockchentanz, Chorgesang, Schauturnen und Gedichten, all das, was den Kindern sehr viel Spaß machte und den stolzen Eltern noch mehr Freude bereitete. Ich hoffe, dass wir das, was wir in unserer Bergschule gelernt haben und mitnehmen durften, auch in Tekes auf fruchtbaren Boden gefallen ist und Blüten getragen hat, die nicht verdorrt

sind. Denn wir sind unseren Nachfahren, seien es die eigenen Kinder oder die Schüler, verpflichtet, ihnen ein gesundes Weltbild zu vermitteln, so wie wir es in der damaligen schweren und wirren Zeit auch von unseren Lehrern des Seminars erhalten hatten.

Erinnerung an die Bergschule

*Dort unten im rauhen Tale
Einst meine Wiege stand,
dort unten im rauhen Tale
ich meinen Liebsten fand.*

*Doch am Berge neben der Kirche
Meine zweite Wiege liegt,
am Berge neben der Kirche
mit Liedern man mich wiegt.*

*Und viele Hände kamen,
die legten Zweige hinein
und viele Hände kamen,
streuten Blüten mit darein.*

*Die Lieder, die Zweige, die Blüten,
erfreuten mich gar sehr,
sie klingen, sie ranken und duften,
verdorren nimmermehr.*

(I.R. 1998)

Als ich nach Tekes kam, interessierte ich mich auch nach dem musikalischen Leben der Gemeinde. Sehr erfreut war ich, als mir erzählt wurde, dass die Erwachsenen eine Blasmusik hatten, dass es aber auch eine Kinder – Jugendblasmusik gibt. Das bedeutete, der Nachwuchs für die Blasmusik der Erwachsenen war gesichert. Gleichzeitig profitierte der Musikunterricht in der Schule von diesen musikalischen Kenntnissen. Der Dirigent beider Formationen war ein sehr begabter Musiker, der mit dieser Tätigkeit viel Erfolg hatte. Dann fand ich noch einen Kirchenchor vor, der außerkirchlich aber nicht auftrat. Ich beschäftigte mich nun mit dem Gedanken, auch hier einen Chor zu gründen, nachdem ich seit der zweiten Seminar-Klasse, als ich erst 15 Jahre alt war, den Klassenchor geleitet hatte. Angespornt wurden wir dann von der Kulturabteilung des Repser Rayons, einen Chor zu gründen, um an den Wettbewerben, die zwischen den einzelnen Gemeinden stattfinden sollten, teilzunehmen.

Nachdenklich stand ich vor diesem Aktionsplan und es kam mir höchst unwahrscheinlich vor, dass wir diesbezüglich Chancen haben. –Nr. 1 – gar keinen Chor, Nr. 2 – in so kurzer Zeit so erfolgreich zu sein, um bis zum regionalen Wettstreit in Kronstadt emporzusteigen – was ja angestrebt werden sollte – schien mir sehr fraglich.

Also wo beginnen?

Dass ich das nicht allein bewerkstelligen konnte, war mir klar! Der erste Strohalm, an den ich mich klammerte war der Dirigent der Blasmusik, der mir versprach, die Männerstimmen zu mobilisieren. Das war schon ein guter Start und ich war frohen Mutes und der Überzeugung, dass wir die Sache doch noch hinkriegen werden. Denn aus meiner Erfahrung als Chorleiterin hinkten meistens die Männerstimmen nach. Doch dem war hier nicht so. Die Jugend wurde verständigt, die erste Probe fand im großen Klassenraum der Schule statt – die aber war deprimierend! Männerstimmen waren vorhanden, doch was war das mit den Frauenstimmen? Ein paar junge Mädchen saßen, eher verschüchtert, in den Bänken und aus ihren Kehlchen drang kein voller Ton hervor.

Edith, was machen wir? So gingen wir von „Rokenstuw“ (Rockenstube) zu Rokenstuf und versuchten die „Med“ für unseren Plan zu gewinnen. Die zweite Chorprobe sah etwas besser aus, zum Jubeln aber war sie nicht. Die „Alt-Med“ waren einfach nicht gekommen! Warum? Ihre Begründung war, man kann von ihnen nicht verlangen, sich neben so junge Mädchen zu setzen, die noch halbe Kinder sind! Die Männer hatten diesbezüglich keine Probleme. Es gelang uns schließlich mit vereinten Kräften diese Gruppe zu überzeugen und die Chorproben gestalteten sich dann langsam zufriedensstellend. Mit ungefähr vierzig Chormitgliedern traten wir den Wettbewerb an – und gewannen! Ja, wir waren absolut konkurrenzfähig, obwohl der Tenor beim ersten Lied, der Hymne, eine Quint zu hoch einsetzte. Was war das!? Die letzten Chorproben vor dem Wettbewerb verliefen doch tadellos!? Zugegeben, wir waren alle etwas aufgereggt. Also nochmals. Ton! Tonwiederholung! Einsatz! Wieder dasselbe! Was war mit dem Tenor los? – Erst das dritte Mal war der Einsatz gut, alles klappte, das ließ sich nun wirklich hören. Na, endlich!! Im Sommer 1954 wurden wir nach Reps, der Kreisstadt, gerufen, um uns mit den Siegern auf rayonaler Ebene zu messen. Der Chor war etwas angewachsen, es müssen damals ungefähr sechzig Mitglieder gewesen sein. Unsere Darbietung verlief zufriedenstellend, keine falschen Töne, kein verpatzter Einsatz – wir hatten wieder gewonnen! Unsere Sänger fingen an sich zu recken, gemessen an anderen Chören waren sie die besten. Das soll doch was heißen! Nächstes Ziel – war Kronstadt!

Nun hieß es in die Hände gespuckt um den Chor zu vergrößern, vor allen Dingen mit guten Frauenstimmen. Die Männer brachten ihre Frauen mit, es kamen noch viele Jugendliche dazu und es war ein Vergnügen, bei so einem gewaltigen Chor eine Probe abzuhalten. Die Anzahl der Chormitglieder wuchs von Mal zu Mal und als es soweit war nach Kronstadt zu fahren, war die Zahl auf stolze hundert und zwei Personen angestiegen. Nun verhandelte ich mit der Kulturabteilung von Kronstadt wegen Transportmöglichkeiten. Mit dem Pferdewagen bis zum Zug nach Schikanyen und dann weiter nach Kronstadt – nein, das konnte ich meinen fleißigen Sängern

nicht zumuten. Das konnten wir nur mit Bussen bewältigen, drei große Überlandbusse wurden uns zugesagt.

Da der Auftritt auch optisch etwas zeigen musste und sollte, beschlossen wir, dass die Frauen den Kopfschleier tragen sollten, d.h. in ihrer schönsten Festtracht auftreten werden, die Mädchen mit Borten und „schiene Pendel“ (schönem, weißen Rock) und die Männer mit ihrer schwarzen Sonntags-tracht.

Von Tekes bereits „geschleiert“ die Fahrt anzutreten war sehr zu überlegen, da es Sommer und heiß war. Das ging nicht. Aber in Schikanyen, auf halbem Weg, machten wir eine Pause. Hier fingen die kundigen Frauen schon an, die Trachtenträgerinnen zu schleiern, was eine große Geschicklichkeit erforderte. Gab das einen Menschauflauf um unsere Busse herum! Viele Fragen, viele Antworten: „Ja, wir sind aus Deutsch-Tekes und der beste deutsche Chor vom Repser Rayon und heute fahren wir nach Kronstadt, um uns auch von dort einen Preis zu holen,“ war die bescheidene Antwort des Chorsprechers.

Das Schleiern ging in den Bussen weiter und in Kronstadt angekommen, standen die Frauen in ihrem schönsten Kopfschmuck da. Was sangen wir bei diesem Wettbewerb? Wenn ich mich gut erinnern kann, so war die rumänische Hymne Pflicht, die anderen Lieder nach freier Wahl. Das zweite Lied: „Wer hat dich du schöner Wald“, Gedicht von Josef Freiherr von Eichendorff, Komponist Felix M. Bartholdy und als letztes: „Lass nur der Jugend ihren Lauf“. Am Nachmittag hatten wir unseren Auftritt. Es war kein Vorhang da, von beiden Seiten traten die Sänger auf – plötzlich brach ein lauter Applaus los, für den großen Chor, für die schönen Trachten. Es war wirklich ein imposantes Bild! Schade, dass ich davon kein Foto besitze!

Wir waren dran. Achtung! Habt ihr den Ton? Wiederholt ihn! Einsatz! Guter Anfang – gutes Ende, ich war zufrieden. Als zweites Lied wählte ich das „Jugendlied“, auch dies verlief problemlos. Das dritte Lied: „Wer hat dich du schöner Wald... wohl den Meister will ich loben...“ die kraftvollen Männerstimmen hoben Sopran und Alt hoch, trugen ihn weit hinaus und diese gewaltige Harmonie füllte den ganzen Raum!

Wir hatten den zweiten Preis errungen, was für einen Chor, der noch kein Jahr bestand, beachtlich war. Wir waren alle sehr stolz und zufrieden. Den ersten Preis trugen die Leschkircher davon, aber die besten Männerstimmen hatten wir. Ich habe an diesem Chor viel Freude gehabt und hoffe, dass auch meine lieben Sänger ihren Erfolg zu schätzen wissen!

Fortsetzung folgt

Erinnerungen an die Schulzeit

Liebe Agnethlerinnen, liebe Agnethler, bevor ich mit meiner Geschichte beginne, hier nun ein kleiner Aufruf an alle.

Wir alle, alt und jung, haben eine sehr gute Schul- und Ausbildung genossen. Ich glaube daher, dass es für alle spannend sein wird, diese schönen, vielleicht auch schlechten Erinnerungen an unsere Schulzeit, an unsere Kindergärtnerinnen, an unsere Lehrerinnen und Lehrer, an unsere Schul- und Klassenkameraden noch einmal revue passieren zu lassen. Lasst uns doch gemeinsam ein wenig in diesen Erinnerungen schwelgen, die Erlebnisse noch einmal durchleben, die vergessenen oder verdrängten vielleicht wachrufen.

Ich will hier den Anfang machen; vielleicht gelingt es mir, den einen oder anderen mitzureißen und ihn oder sie dazu zu bewegen in die Tastatur zu hauen oder zur Feder greifen zu lassen. Es ist gar nicht so schwer, die literarischen Ansprüche halten sich nämlich in Grenzen.

Sollte jemand Hilfe brauchen, schreibt doch einfach eine Email an: webmaster@hog-agnetheln.de oder einen Brief an die Redaktion des Agnethler Blattes. Es wäre doch gelacht, wenn wir es nicht fertig brächten, eine kleine Historie unserer Schulen zu schaffen. „De Aunser Schuil, de Zweier Schuil, de Dräuer Schuil“, unsere Lehrer, beginnend mit dem „Lihrer Hann“, von dessen Strenge mein Vater oft erzählte. Einige unter uns können sich sicher noch an ihn und andere seiner Generation erinnern. Bitte schreibt und berichtet uns darüber, die jüngeren ergänzen dieses Bild mit anderen Lehrerinnen und Lehrer ihrer Generation. So haben alle etwas davon.

Ich kann unsere Kindergärtnerinnen und Lehrer nur loben und ihnen danken. Sie haben einen großen Anteil an meiner Erziehung und Bildung. Die war nicht schlecht, ja ich möchte behaupten sie war vom Feinsten. Sollten die Erziehungs- und Bildungsmethoden damals wissenschaftlich verbrämt gewesen sein, so ist mir dieses als Kind nie aufgefallen. Als Erwachsene habe ich mich dann beruflich damit auseinandergesetzt und habe dabei gelernt, dass die pädagogische Befähigung nicht eine studierbare Wissenschaft ist und, sondern sie ist wohl eher eine Gabe. Und diese Gabe hatten unsere Kindergärtnerinnen und Lehrer in hohem Maße.

War das ein großer Tag, als man endlich nach dem so häufig gehörten „Vån tei gruis genoach best, gaust tei än de Kindergarten!“ dann auch tatsächlich dahin gehen durfte. Endlich kam der Tag, an dem ich also „gruis genoach“ war, woran das gemessen wurde, weiß ich nicht. Ich war nach wie vor keinen Zentimeter größer als sonst und ohnehin die kleinste in der Gruppe.

Ich durfte also den kurzen Weg bis in den Kindergarten laufen, will heißen vom Trapchen aus, einfach einmal über die Straße tappen, nicht ohne jedoch den weisen Ratschlag beherzigt zu haben: „zänirscht setzt tei åffen und drion ueiwen

und vån næst kit, gaust tei schnell ivern“. Andere jedoch hatten es nicht so komfortabel, die hatten zum Teil einige Male „åffen och ueiwen“ zu schauen, weil sie Straßen überqueren mussten, auf denen wirklich mal ein Auto vorbei fuhr.

Freiatant und Sigitant nahmen uns in Empfang und verstanden es, uns mit viel Liebe, Einfühlungsvermögen aber doch auch mit einem gesunden Maß an Strenge und Disziplin in diese neue Welt einzuführen und uns mit den neuen Aufgaben vertraut zu machen. Hier wurde nun gelernt aufmerksam zu sein, brav die Hände auf den Rücken zu legen, erst dann zu sprechen, wenn man gefragt wurde, zu singen was Freiatant einem zum zigsten Mal vorgesungen hatte und das auch noch zusammen mit den anderen und nicht dann, wenn es einem in den Sinn kommt, sondern dann, wenn Freiatant das sagt. Kurz es wurde einem nicht langweilig und am Schluss eines jeden Tages, reihten wir uns am Ausgang auf und sangen: „Auf wiedersehen, auf wiedersehen im Kindergarten war es schön, fideralala.....“. Nach der „kleinen Gruppe“ wurde ich dann in die Mittlere Gruppe verfrachtet und zwar in die rumänische Gruppe zu Frau Terbea. Hier sollten wir ein paar Brocken rumänisch lernen. Das klappte eigentlich auch ganz gut. Bis auf einige kleine Ausnahmen, die allerdings erst später auffallen sollten. In der siebten Klasse nämlich schwadronierte unsere Frau Curcean (ihres Zeichens Lehrerin für Rumänische Sprache) fast schon eine geschlagene Stunde von einem Päianjen herum und erst am Ende der Stunde stellte sich heraus, dass kein einziger in der Klasse wusste, dass es sich bei einem Päianjen um eine Spinne handelt.

Genau genommen, hatten wir eigentlich 3 Jahre Vorschule. Offensichtlich hatte der Kindergarten einen Bildungsauftrag. Selbst wenn dieser jedoch offiziell nie vorgelegen haben sollte, haben ihn unsere guten Kindergartentanten doch wunderbar erfüllt.

Nachdem wir nun das kleine „Vorschuleinmaleins“ beherrschten, durften wir zur Schule gehen. Ich war sehr stolz darauf, meine blaue Kindergartenuniform gegen die blauweiß karierte Schuluniform austauschen zu können! Diese Begeisterung sollte sich allerdings später legen.

Obwohl wir in der Iwerschgäß die „Aunser Schuil“ fast vor der Nase hatten, mussten wir in die „Dräuer Schuil“. In der ersten Klasse war Frau Lienerth unsere Lehrerin. Sie war eine ruhige, freundliche Lehrerin, die ich sehr mochte. Weil ich immer noch die kleinste in der Klasse war, musste ich in der ersten Bank neben Walter Streck sitzen. Er war der kleinste von den Jungs. Wir beide kamen gut miteinander aus. Als ich aber meine erste Note, die zugleich auch meine erste Vier war, im Rechnen bekam, konnte selbst er mir nicht helfen. Mir wurde auf der Stelle schlecht. Frau Lienerth ließ mich daher früher nach Hause gehen. Das war der längste Nachhauseweg. Selbst das frische Wasser von der „ainderschten Zaup“ machte es nicht besser. Ich wünschte, ich würde nie zu Hause ankommen. Als ich schließlich das „Gässendirchen“ aufmachte, fragte mich meine Großmutter mit Besorgnis in

der Stimme, was mit mir los sei, offensichtlich stand mir mein Leiden tatsächlich ins Gesicht geschrieben. Bevor ich antworten konnte, tönte mein Vater: „Hueist tei en Staltschen bekun?“ Mit einem herzerreißenden „ja“ brach alles aus mir heraus. Als mein Vater dann aber sagte: „Dout moucht nest, tei miest nuar äfpässen, dät tei niet dräf setzen blavst“, ging es mir gleich wieder besser. Neben lesen, rechnen und schreiben brachte uns Frau Lienerth geduldig auch zeichnen bei. Einmal, als wir das Schattieren lernen sollten, „schattierte“ ich den mir vorliegenden Umriss eines Bären so gründlich, dass der Abdruck meiner Bleistiftführung schon auf der Bank erkennbar war. Nachdem Frau Lienerth mir zum ich weiß nicht wievielten Mal gezeigt hatte, wie man das besser macht, setzte sie sich also neben mich. Ich rutschte näher zu Walter hin und beide schauten fasziniert zu, wie sie meinen neuen Umriss mit gekonntem Bleistift immer mehr zum Bären schattierte. Leider wurde im Anschluss mein Bär und nicht ihrer benotet.

Zwei mal in der Woche ging ich am Nachmittag ins Kulturhaus, wo Frau Lienerth Blockflötenunterricht gab. Ich liebte dieses Instrument, konnte man es zur Not doch auch als „Schlaginstrument“ verwenden. Später, als Frau Lienerth dann nach Deutschland auswanderte, übernahm Frau Henning den Flötenunterricht. Dieser fand im Esszimmer bei Hennings statt und war somit auch wesentlich interessanter. Mit suchendem Blick liefen Uta, Christian oder Rudi, Frau Hennings Kinder, ab und zu durchs Zimmer. Dann zählte Frau Hennig den Takt folgendermaßen: „Und eins, zwei, drei, vier – schau mal im Zimmer neben dem Schrank – fünf, sechs, sieben, acht“ Sie verzählte sich nie und bemerkte obendrein auch noch jeden Fehler. Dann kam unweigerlich: „Und noch einmal von vorn bitte“.

In der Schule übernahm Frau Marle Laurenzi unsere Klasse. Ich glaube, es war in der dritten Klasse. Sie war irgendwie anders als Frau Lienerth. Aber nicht minder gut. Es war immer sehr aufregend in ihren Stunden. Als sie einmal zwei Zähne auf einmal von unserem, mittlerweile im Schulgebäude praktizierenden Zahnarzt, hatte ziehen lassen, fiel der Unterricht nicht aus. Sie schrieb uns alles auf die Tafel und wir waren lammfromm – zumindest an dem Tag.

Nach der vierten Klasse mussten wir uns von „dem Marle“ verabschieden; uns fiel der Abschied schwer.

Wir kamen in die fünfte Klasse, in die „Aunser Schuil“. Da gab es viele, viele Lehrerinnen und Lehrer, für jedes Fach einen anderen oder eine andere.

Deutschunterricht hatten wir bei unserer „Fra Bitto“. Sie war es, die mir neben vielen anderen Sachen den Unterschied zwischen hinein und herein, hinauf und herauf klarmachte. Heute höre oder lese ich es manchmal sogar falsch in den Medien. Daran nimmt leider keiner mehr Anstoß. Ich befürchte, dass es in den meisten Fällen daran liegt, dass diese Zeitgenossen nie so eine wie unsere „Fra Bitto“ im Deutschunterricht hatten.

Unser Säksech sollte sich hier im Deutschunterricht manchmal sogar hilfreich erweisen. Konnte man nämlich das „daß“ mit „dot“ übersetzen, wurde es immer mit „ß“ geschrieben. Nachdem ich das Prinzip begriffen hatte, habe ich „das“ oder „daß“ nie wieder falsch geschrieben. Allerdings trat auch der umgekehrte Fall ein und unser Säksech war eher hinderlich. Frau Bitto hatte nämlich Ihre liebe Not, uns das leidige: „Er hat gesagt, dass er kommt“ auszutreiben. Säksech hieß es doch so schön: „Hei hueit gesiot, dot hei kit“. Wieso in aller Welt sollte man dann sagen: „Er sagte, er käme...“? Ein weiteres Hindernis war der Artikel vor Eigennamen im Säksechen. Das klassische Beispiel: „Det Melitta hueit gesiot, dot ät kit“. Ein waschechter Agnethler sagt nämlich in deutsch: „Die Melitta hat gesagt, dass sie kommt“. Das allerdings bevor man Deutsch bei Frau Bitto lernt, nachher sagt man (in den meisten Fällen): „Melitta sagte, sie käme...“. Seitdem jedoch die Rechtschreibreform jenen zu Hilfe geeilt ist, die sich mit der Rechtschreibung schwer tun, können sich einige leider nicht mehr umstellen und schreiben möglicherweise falsch und jene, die es nie konnten, werden wohl auch in Zukunft ebenso wenig richtig schreiben.

Den Matheunterricht hatten wir bei Schneider Annelie. Das war eine strenge Lehrerin. Die haute uns Algebra, Analysis und Geometrie um die Ohren, dass es eine Freude war. Sie legte stets großen Wert darauf, dass es während ihren Stunden muckmäuschenstill war. Sollte man aber beim Schwatzen kein Ende finden, holte sie einen zuweilen in die Realität zurück, indem sie einfach mit einer Kreide nach einem warf. Daher verhielt ich mich in den Mathestunden recht ruhig und hoffte, wenn's drauf ankam, von meiner Banknachbarin Martha abschreiben zu können. Mathe gehörte nicht deshalb nicht zu meinen Lieblingsfächern. Es muss die eingangs erwähnte erste Vier in meiner schulischen Laufbahn gewesen sein, die wohl doch ziemlich richtungsweisend war.

In Physik bemühte sich Frank Werner (Tische) uns mit den Hebelgesetzen, der Spannung, dem Widerstand und sonstigem vertraut zu machen. Er war ein sehr geduldiger Lehrer, sobald man signalisiert hatte, dass etwas unklar war, erklärte er und erklärte es noch einmal, bis es (fast) alle verstanden hatten. Für Chemie war Herr Wecker zuständig. Der ließ gerne „Extemporale“ schreiben. Setzte sich dabei ans Katheder und las angeblich die Zeitung, die er vorher mit einem Loch versehen hatte, durch das er uns dann beim Schreiben beobachten konnte; - wir ihn übrigens auch.

Erdkunde und Anatomie unterrichtete Karl-Heinz Gross. Seine Stunden waren stets ein Highlight. Während einer Anatomiestunde, die letzte Stunde an dem Tag, also von sieben bis acht, in der es um Systole und Diastole (Herzschlag) ging, fielen wir vor Schreck fast aus den Bänken, als er ganz laut die beiden Schläge mit der flachen Hand bzw. mit der Faust eindrucksvoll auf das Katheder einschlagend nachahmte. Die beiden Begriffe und deren Bedeutung werde ich nie vergessen. Mit viel Farbkreide arbeitend, verstand er es, eindrucksvoll und

nachhaltig Nervensystem, Blutkreislauf, Atmungssystem usw. an die Tafel zu malen. Ebenso waren seine Erdkundestunden im wahrsten Sinne des Wortes atemraubend. Er gestaltete viele dieser Stunden als Wettbewerb zwischen zwei Teams, die das Gelernte aus dem Gegner herauspressen sollten. Es ging oft laut her, man musste schnell reagieren, immer auf der Hut sein und bestens vorbereitet. Dieser Wettbewerbsgedanke spornte dazu an, zu Hause sämtliche Atlanten nach fiesen Fragen zu durchforsten, mit denen man in der nächsten Stunde das gegnerische Team bezwingen wollte.

In Englisch versuchte uns Frau Horeth eine Sprache nahe zu bringen, von der die meisten zu dem Zeitpunkt wohl glaubten, dass sie diese Sprache leider nie brauchen werden. Gott sei Dank ist das heute anders. Wir lernten Lieder singen, die sie uns auf ihrem Kassettenrecorder vorspielte. „We had joy we had fun, we had seasons in the sun...“ und der kleine Mida spielte dazu auf der Gitarre.

In Geschichte erklärte uns Frau Schiller wie das mit den Gesellschaftsordnungen, mit den Kriegen, Aufständen und Staatsbündnissen ist. Da hörte ich auch das Wort „Kommunique“, das zu der Zeit dauernd in der Zeitung „Neuer Weg“ stand. Die Bedeutung des Wortes hatte ich allmählich begriffen, aber ich wusste nie so recht, wie das Wort auszusprechen ist.

In Handarbeit brachte uns Frau Opreanu bei, wie man Babywäsche schneidert. Aller Anfang ist schwer, offensichtlich hatte ich an mir Maß genommen, mein Babyhäubchen konnte ich nämlich selbst aufsetzen, es passte. Des weiteren lernten wir, wie man Erdbeerschaum macht. Geschlagenes Eiweiß so lange schlagen bis es fest ist. Der ultimative Test: einfach Schüssel umdrehen, „Uitati cum stä“ waren ihre letzten Worte, bevor der angeblich so fest geschlagene Eischnee auf den Tisch klatschte. Wir durften nicht einmal richtig darüber lachen. Selbst heute noch kann ich darüber lachen, sobald ich mir diese Szene vorstelle.

Turnen, so hieß damals der Sportunterricht, hatten wir bei Hügel Hans genannt „Hitze“. Wir hatten keine Schwimmhalle zur Verfügung, wir hatten auch keine richtige Turnhalle, diese Funktion hatte der umgebaute Keller des Gebäudes, aber wir hatten viel Spaß in den Turnstunden. Da war Bewegung angesagt. Zum Beispiel Bockspringen über einen Bock, der ganz sicher schon bessere Zeiten gesehen hatte und die paar Matratzen hatten keine sichtbare Naht mehr, weil selbige vor Schmutz nicht mehr zu sehen war. Manchmal, wenn die große Turnhalle frei war, durften wir dahin, die war zwar größer, aber in etwa dem gleichen Zustand, wie unsere kleine. Aber wer hielt sich damals schon mit solchen Lappalien auf. Hitze verlagerte die Turnstunden nach Möglichkeit ins Freie. „Am de Kirch“ rannten wir, und das nach der Stoppuhr, versteht sich.

Musik hatten wir bei Herrn Bitto. Er lebt Musik. Sein Akkordeon hatte er immer dabei. Wenn er darauf spielte, ging er dabei leicht in die Knie und schlug mit dem Fuß den Takt

dazu. Er erzählte uns von den großen Musikern und einmal brachte er uns ein Tonband mit, Beethovens 6. war drauf. Mit Hilfe seiner Erklärungen glaubten wir doch tatsächlich einen herannahenden Sturm zu vernehmen. Viele Jahre später staunte ich nicht schlecht, als ich diese Musik in Walt Disneys „Fantasia“ hörte. Sofort fiel mir wieder Herr Bitto und seine wunderbare Musikstunde ein.

Unsere Lehrerinnen und Lehrer fanden aber auch außerhalb der täglichen Schulstunden noch Zeit für viel mehr.

Frau Bitto und Herr Bitto stellten jedes Schuljahr eine Trachtentanzgruppe zusammen. Da wurde mit Unterstützung von Frau Gärtner und Frau Schneider abends geübt. Herr Bitto spielte auf dem Akkordeon, Frau Bitto tanzte die verschiedenen Tanzelemente vor und die Mädels und Jungs übten so lange, bis sie es konnten. Zudem studierte Frau Bitto mit uns Mädels für jede Schlussfeier einen Tanz mit rhythmischer Gerätgymnastik ein. Mal waren es Schleifen, mal waren es Reifen, die zum Einsatz kamen. Diese Geräte waren selbst ausgedacht und in Auftrag gegeben, zu der Zeit konnte man die noch nicht in irgendeinem Sportgeschäft kaufen. Herr Bitto brachte zu den Proben das Tonbandgerät mit und lieferte die Musik dazu, Tonbandsalat aufdröseln war inklusive.

Vor den Schlussfeiern probte Herr Bitto das Chorsingen fleißig mit uns. Jedes Jahr im Juni war das eine Riesenaufregung bei den Schlussfeiern. Da konnte man von der Bühne aus in die freudigen, erwartungsvollen Gesichter der Eltern schauen, vorausgesetzt man konnte sie überhaupt in dem Gewühl ausfindig machen. Sein Gedichtlein aufzusagen, im Chor mitzusingen oder bei einer der Tanzgruppen mitzumachen war Ehrensache. Das war ein Gewusel. Aufgeregte Eltern, die mit irgendwelchen Kostümen auf Kleiderbügeln für den großen Auftritt ihrer Kinder nach selbigen suchten. Kinder, die vor Aufregung und Lampenfieber völlig planlos durch den Zuschauerraum irrten und nach den Eltern suchten. Lehrer, die dauernd den Zeigefinger auf den Mund legten und zischten: „PSSST“. Kurz, nach der Vorstellung wusste man, jetzt beginnen die Ferien.

Liebe Leser, hier unterbreche ich. Nicht etwa, weil mir nichts mehr zu dem Thema einfällt, nein, wie Ihr sehen könnt, bin ich in meiner Zeitreise noch gar nicht im „Lyzeum“ angekommen.

Ich würde mich freuen, wenn in der nächsten Ausgabe des „Agnethler Blattes“ noch viele andere Beiträge zum Thema Schule in Agnetheln stehen werden. Meine Fortsetzung folgt auf jeden Fall.

Ilse Feldmann, Böblingen

Zwei „schöne“ Jungen und ihre stolzen Mütter

Mitte der fünfziger Jahre, während der Sommerferien, hatte ich mich als Siebzehnjähriger gemeinsam mit meinem etwa gleichaltrigen Freund und Nachbarn Wachsmann Hans als Hilfsarbeiter beim Bau des Hauses von Teofil, dem damaligen Chef des Eisenwarenladens „Curtea de fier“, für gutes Geld verdingt. Dort hatten wir die schwerste Arbeit, die an einem solchen Bau ansteht, zu verrichten. Sie bestand darin, täglich zehn Stunden den Mauern die Backsteine und den bleischweren Mörtel über eine „Hühnerleiter“ (Hilfstreppe) zur Einsatzstelle zu schleppen. Der Mörtel aus Sand, Kalk und Wasser wurde von einer dritten Hilfskraft zubereitet.

Einen guten Teil des schwer verdienten Geldes am Bau sollte aber, wie im Weiteren beschrieben, durch unsere Naivität bald „in den Sand gesetzt“ werden. Eines Tages erschien nämlich bei uns in der Grodengasse eine herumziehende ungarische Zigeunerin, deren Sippe gerade auf einem „Kobberwuijen“ (Planwagen) in Agnetheln unterwegs war, mit zwei goldenen Eheringen die sie, wie sie erzählte, wegen ihrer kranken und hungernden Kinder verkaufen müsse.

Da sie zwei Ringe feilbot, ich mir aber bei dem geforderten Preis nur einen leisten konnte, benachrichtigte ich Wachsmann Hans, welcher sofort mit seiner Mutter, dem „Thalen Fiss“ bei uns erschien. Hans und ich begeisterten uns für die wunderschönen Ringe der Zigeunerin. Bei dem akuten Goldmangel im Land waren wir uns schnell einig, die Ringe zu erwerben um sie für später, für den „Ernstfall“ aufzubewahren. Man konnte ja nie wissen, wie schnell man die Ringe tatsächlich brauchen würde!

Unsere Mütter aber standen dem sich anbahnenden Geschäft mit einem Mitglied dieses herumziehenden und umtriebigen Zigeunerstammes schon aus Lebenserfahrung sehr skeptisch gegenüber. Daher gedachte Frau Wachsmann mit einem Trick die Ehrlichkeit der Zigeunerin zu testen und sagte dieser, dass sie ein Mittel besitze, mit dessen Hilfe man die Echtheit des Goldes prüfen könne. Die verschlagene Zigeunerin hatte den Trick aber durchschaut und war sofort bereit, ja sie bestand sogar darauf!, ihre Goldringe der Prüfung durch das, wie sie richtig annahm, nicht vorhandene Mittel, zu unterziehen.

Durch diese entwaffnende „Ehrlichkeit“ hatte die Zigeunerin unsere letzten Bedenken betreffend des Ringmaterials beseitigt. Um aber ganz sicher zu gehen, dass sie die Ringe nun „an den Mann“ bringen könne, nutzte sie nun das erlangte Vertrauen und begann mit einer Lobeshymne auf die beiden „schönen“ Jungen, die potentiellen Käufer, indem sie sich immer wieder an unsere Mütter, mit dem Satz:

„Ce feciori frumoși aveți!“

(Was haben Sie für schöne Jungen!)

wandte und dadurch diesen, die ihre „schönen“ Söhne in Gedanken bereits als Bräutigame sahen, den gesunden Menschenverstand vernebelte.

Die Mütter der „zukünftigen Bräutigame“, von den Schmeichelungen der Zigeunerin überwältigt, befürworteten nun auch das Geschäft und wir kauften die zwei Ringe. Die Zigeunerin nahm das Geld und verschwand schnell aus unserem Hof und danach mit ihrem Planwagen aus Agnetheln.

Nach einigen Tagen kam dann bei uns das große Erwachen. Die Ringe, die wir uns stolz an den passenden Finger gesteckt hatten, verloren schnell ihren Glanz und hinterließen am Finger schwarze Spuren. Die „goldenen“ Ringe waren nämlich aus einem billigen Material („Kalafaulkenbläich“) hergestellt, das trickreich auf Hochglanz poliert worden war. Für das wertlose Zeug waren die „schönen“ Jungen ihr sauer verdientes Geld im Handumdrehen los und um eine Lebenserfahrung reicher.

Kurt Breckner, Waiblingen

*In der letzten Ausgabe unseres Blattes berichteten wir über die Leipziger Ferienkinder. Daraufhin hat uns Irmgard Borger, Landshut, das **Agnethler Wochenblatt** vom 25. August 1917, Nummer 33 zugeschickt. Es ist die Abschiedsnummer, herausgegeben von den Leipziger Gästen. Daraus entnehmen wir unten stehende Auszüge:*

Die Sachsenfahrt

Abschied

Bald steht das Dampfross nun bereit,
Heimwärts soll's uns wieder tragen!

Und nach schönen, freien Tagen

Ruft uns die Pflicht gebieterisch

Drum heißt's Abschied nehmen heute;

Abschied von der zweiten Heimat.

Die uns so vieles Gute tat,

Die uns so große Liebe zeigte.

Abschied von so edlen Menschen,

Die stets um uns besorgt gewesen,

Man konnt's ja auch in Leipzig lesen

Die stets bedacht auf unser Wohl...

Wie oft wir haben aufgesucht

Abschied von Wald und Berg und Schlucht,

Von Auen und von grünen Matten.

So rufen wir ein Lebewohl

Dir, gastliches Agnetheln zu ...

Gastfreundschaft war heilig den alten Germanen, als echt germanische Tugend gewährte sie uns Agnetheln...

Wir haben hier so ungezählte, herrliche Tage verlebt, Tage der Freude in unbeschreiblicher Schönheit, Tage, wo das Herz jubelt hat vor innerlichem Entzücken, Tage, wo wir aller Sorge ums tägliche Brot enthoben waren, wo Fülle geherrscht hat, wie bei uns selbst in Friedenszeiten nicht(...)

Erinnerungen an die Fußball-Weltmeisterschaft 1954

Diese Weltmeisterschaft erlebte ich in Siebenbürgen – Rumänien an einem Ort an der Grenze zur ungarischen Region, wo unser Textilbetrieb (Gemeinde Tartlau) war. In diesem Betrieb arbeiteten Rumänen, Deutsche, Ungarn und andere Nationalitäten friedlich miteinander.

Nachdem bekannt worden war, wer das Finale austragen wird, war die Mehrzahl der neuen Kollegen, auch Rumänen, für Deutschland. Am Samstag vor dem großen Finale schreibt ein rumänischer Kollege auf den Kleiderschrank eines ungarischen Kollegen: Deutschland - Ungarn 3 : 2

Nach dem 8 zu 3 Sieg der Ungarn in einem Gruppenspiel lachte der ungarische Kollege. Er war sich sicher, dass die Ungarn gewinnen würden.

Am Montag, nach dem Finale, kam der besagte rumänische Kollege sehr früh in den Betrieb. Er nahm einen alten Besenstiel, band ein schwarzes Band daran und nagelte dieses fest an den Kleiderschrank des ungarischen Kollegen. Die ganze Belegschaft wartete auf die Ankunft des ungarischen Kollegen. Was sich da abgespielt hat, kann sich jeder denken. Zum Glück waren beide Kontrahenten Parteimitglieder – in der Rumänischen Arbeiterpartei, die einzig erlaubte Partei. Dieser Streit wurde vor der Betriebs – und Parteiführung geschlichtet. Hätte sich unsereiner diesen Spaß erlaubt, wäre das nicht gut ausgegangen, denn wir schrieben das Jahr 1954.

Das Finalspiel erlebte ich bei einem Nachbarn am Radio, zusammen mit einem Kollegen, hinter verschlossenen Fenstern und Türen. Fernsehapparate gab es nur wenige. Nach dem Sieg waren wir sehr froh und unsere Gastgeberin spielte auf dem Klavier die deutsche Hymne. Dies war zur damaligen Zeit eine sehr gewagte und gefährliche Sache für uns Siebenbürger Sachsen.

Horst Stirner, Dimbach

Allen denen, die die Aufnahme unserer Leipziger Kinder in Agnetheln ermöglichten und mit Geldspenden dieses Unternehmens unterstützten, allen denen, die in aufopfernder Weise ihre Kräfte uns zur Verfügung gestellt haben – allen herzlichen Dank!

Für unser geistiges Wohlergehen müssen wir Herrn Pfarrer Barthmes unseren tiefgefühltesten Dank aussprechen(...)

Herr Prediger Hann hat sich unser besonders warm angenommen. Wenn es in unserer Kraft stände, so würden wir ihm sicher eine höchste Auszeichnung zuteil werden lassen. Wir hoffen aber bestimmt, dass Herr Prediger Hann einmal nach Deutschland kommt, dann werden wir ihn alle jubelnd in Leipzig empfangen und im Triumph soll er einziehen in unsere heimischen Gefilde(...)

Herrn Dr. med. Phleps ganz besonderen Dank für seine großen Verdienste um uns Kinder. Er hat sich in aufopfernder Weise bemüht, allen Krankheitserscheinungen Einhalt zu tun(...)

Die Schwimmschule bot uns bei der tropischen Hitze eine angenehme Erfrischung und Abwechslung. Vielen Dank Herrn Kessler, der uns das Schwimmen gelehrt und sich so um die Stählung unserer Körperkräfte verdient gemacht hat(...)

Die Steinburg – diese etwa 700 Meter hohe, mit Laub – und Nadelwald bedeckte und von sauberen Heckenwegen durchzogene Höhe bildete ganz entschieden den Lieblingsaufenthalt von uns deutschen Kindern. Tagtäglich konnte man dort Leipziger Knaben und Mädchen sehen, die sich entweder auf der Schnappe vergnügten oder Streifzüge durch dick und dünn unternahmen(...)

Wir haben Speck am Spieße braten und essen gelernt, Pilze mit Käse gebacken und Wasser getrunken, unheimlich viel. Es war uns ganz gleich, ob Heuschrecken ins Wasser gesprungen kamen, getrunken wurde es doch, es schmeckte zu köstlich, das erfrischende Nass(...)

Gern hätten wir den Schatz gehoben aus dem Weiher, der ausgebreitet und still zu unseren Füßen lag! Leider waren auch wir Deutsche nicht dazu berufen, dessen Geheimnis zu lüften(...)

Nun müssen wir von diesen liebgewonnenen Bergen scheiden, von den befruchteten Hügeln uns trennen, die wir so oft auf und nieder gestiegen sind, zwischen blühendem Kukuruz hindurch und der reifenden Feldfrucht, an Schaf – und Kuhherden vorbei(...)

Wir werden nie die Liebe, mit der wir empfangen und gepflegt wurden, vergessen und werden stets gern von der Opferfreudigkeit in Deutschland erzählen.

35-jähriges Matura-Jubiläum

Es gibt viele Gründe zum Feiern. Aber dieses war ein ganz besonderer: Jahrgang 52 traf sich vom 28.04 - 1.05.06 in der Fränkischen Schweiz, im idyllischen Naturfreundehaus Fürth - Haus Veilbronn, um gemeinsam das 35-Jährige zu feiern. Unsere langjährigen Organisatoren Gudrun Wellmann (Henning) und Klaus Kellner hatten das sehr klug eingefädelt: sie wählten das verlängerte Maiwochenende für unser Klassentreffen. So war sehr viel Zeit zum Ratschen über vergangene Tage. Am Freitagnachmittag, bzw. Abend trudelten die Leute aus dem ganzen Bundesgebiet von Norden bis Süden ein. Ein kurzes Abschätzen: älter geworden? Grau geworden? Nein, nur weise! Und schon war man mitten im Gespräch, besser gesagt im Kichern, Lachen - wie vor 35 Jahren. Eines möchte ich an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen: die Höflichkeit und Hilfsbereitschaft unserer Jungs Alleinstehenden Frauen gegenüber. Einer kümmerte sich um mein Auto (weil ich nicht einparken kann), der andere schleppte mein Gepäck samt Schlafsack (man kann ja nie wissen) aufs Zimmer. Jetzt wurden alte Geschichten ausgegraben: Wie kam Pitzo (wisst ihr überhaupt wer Pitzo ist?) zu ihrem Namen? Also

es war ein weißes, kuschelweiches Pelzkäppchen, das unsere Helga im Winter wie eine kleine Miezekatze (Pitzi) aussehen ließ. Und der Verschluss stand immer etwas ab, genau wie ein Katzenschwänzchen. Ja, ja, die Obergasse! Sie war übrigens vollzählig vertreten.

So, nachdem wir dieses Thema nun schwarz auf weiß haben, können wir uns beim nächsten Treffen endlich neuen Themen widmen.

Da gibst es natürlich noch andere tolle Geschichten: die mit der Hetsch z.B., die wir im Winter mit dem Schlitten nach Hause fahren mussten. Oder das Stuhlkissen am Ofen wärmen mussten! Aber es kommt noch besser: Eines Tages waren wieder Helga und ich dazu verdonnert, die Schulhefte zu ihr nach Hause zu tragen. Als Dank sozusagen durften wir ihr die Kartoffeln fürs Mittagessen schälen! Ich hatte bis dazumal keine rohe Kartoffeln geschält!!

Wenn man schon das Naturfreundehaus als Ort des Treffens wählt, muss man sich auch sportlich betätigen (meinten die Organisatoren). Und so wanderten wir am Samstag zur Burg Greifenstein. Ein etwas beschwerlicher Aufstieg. Nicht mal



Vorne, kniend, von links: Gudrun Wellmann, geb. Henning, Klaus Kellner, Ilse Buchholzer, geb. Schiller
Vordere Reihe, von links: Melitta Rochus, geb. Philp, Hannelore Wirtz, geb. Schochert, Dagmar Bleiziffer, geb. Theil, Sunhild Bednarski, geb. Roth, Helga Rheindt, geb. Graef, Werner Buchholzer
Hintere Reihe, von links: Horst Sill, Gert Gunne, Jürgen Brenner, Erhard Duldner, Renate Schulleri, geb. Sill

das Wetter wollte so recht mitmachen: von Sonne, Regen und Schnee war alles dabei! Aber das konnte unsere gute Laune nicht trüben, gab es doch immer wieder geschickt eingerichtete Rastplätze mit dem herrlichsten Getränk aus der Heimat, das die Seele von innen aufwärmte und den Schritt beschleunigte, wenn auch „amplitudisch.“ Die Burg war sehr imposant und führte uns ins Mittelalter zurück, worüber wir beinahe vergaßen, dass wir auch wieder zu Fuß (!!) zurück müssen. Aber selbst der schlimmste Muskelkater wurde bei der Ankunft in der Hütte vergessen: ein Korb voll Baumstriezel, der für das Sachsentreffen in Dinkelsbühl Probe gebacken und von Doris Hutter extra aus Herzogenaurach vorbeigebracht wurde, wartete auf uns. Ich kriegte gleich die doppelte Portion, weil ich doch so ausgehungert aussehe. Das war Freude pur! Und so gestärkt konnten wir die Unterhaltung fortsetzen.

Der nächste Tag führte uns nach Bamberg: etwas Kultur muss sein. Und so trabten wir ganz artig hinter der Führung durch ganz Bamberg mit seinem eigenartigen Flair, das irgendwie an Venedig erinnert. Höhepunkt war die Dombesichtigung. Mit dem heiligen Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde verfügt das Bistum Bamberg über eine hohe Attraktivität. Aber auch das Rauchbier übte auf manche eine große Anziehungskraft aus. Mit Tanz und Gesang und alten Geschichten ließen wir den Abend ausklingen. Der nächste Morgen bzw. Vormittag bescherte uns nur noch ein langes Abschiednehmen und eine große Vorfreude auf das nächste Klassentreffen.

Dagmar Bleiziffer (Theil), Ingolstadt

Men Grißvoter

Wonn ech het un än dinken,
Si bän ech richtig stulz.
Men Grißvoter wor wärlich
En Sachs aus adlem Hulz.

Vun äm kangt ech vil liren,
Gedäldich hirt di un
Men Frogen uch men Sorjen,
Za äm kangt ech än kun.

Hi wor fur mech en Virbeld,
Wä hi wor, wer ech gern,
Ihrlich, gät uch fleißich
Si wä't gefällt dem Herrn.

Ech kennen nichen Mänschen
Af deser ganzen Ierd
Dem ech mi kent verdanken –
Hi hat besangdern Wiert.

Martha Wachsmann, Nordheim

Liebe Leser!

Bei unseren letzten Agnethler Treffen haben wir freudig unsere Hymne gesungen. Uns waren drei Strophen, wahrscheinlich aus mündlicher Überlieferung bekannt. Nun hat uns Johanna Barner, geb. Wächter eine weitere Strophe zukommen lassen, die sie auch aus der Erinnerung aufgeschrieben hat. In ihrer Jugend hat man diese Strophe noch gesungen. Und damit wir unser Lied auch nicht vergessen und zu unserer aller Auffrischung können wir hier den Text mit der dazugekommenen Strophe lesen:

Ognitheln äs men Haumetuirt

- Ognitheln äs men Haumetuirt
Wio ech gebuiren bän.
Wio niet erlääscht det saksesch Wuirt
Wio niet erlääscht det saksesch Wuirt
Och saksesch Opfersänn
Och saksesch Opfersänn.
- Munch Platzken ais der Jugendzet
Daut äs mer law och weird
Ech foinden nechen hiescher't het
Ech foinden nechen hiescher't het
Af dieser gäimzen Eird
Af dieser gäimzen Eird.
- Goar stattlich Moun, goar ainem Fra'n
De Jugend ha äm Moairt
Em kou sa ane flaißich sahn
Em kou sa ane flaißich sahn
Daut äs Ognithler Oairt
Daut äs Ognithler Oairt
- Ognithler än der Friamd dertaiß
Mäir blaht än och det Gläck
Sa sihne sich nio'm Vuoiterhais
Sa sihne sich nio'm Vuoiterhais
Nio'm Haumetuirt zeräck
Nio'm Haumetuirt zeräck.

Text: Christine Maly-Theil

Melodie: Friedrich Hann



10.05.-15.05.2006

Frühjahrsausflug der HOG auf die Insel Krk

Mit einem vollen Doppeldecker Bus ging es dieses Jahr nach Kroatien auf die größte der kroatischen Inseln, die Insel Krk. Von unserem Standortquartier in Punat unternahmen wir jeden Tag Ausflüge in die nähere oder weitere Umgebung. Ein Höhepunkt der Reise war der Tagesausflug in den Nationalpark Plitvice. Mit größter Bravour meisterte die gesamte Gruppe den Marsch durch das fantastische Gelände. Wir er-

lebten ein Naturschauspiel das in seiner Art einzigartig ist. In unserem schönen Hotel Park ließen wir es uns bei typischem Essen vom Buffet gut gehen. Auf der Hin und Rückfahrt gab es wieder prima Kuchen von unseren tüchtigen Agnethler Frauen. Ein großes Lob ertete unser örtlicher Reiseleiter Miro, der uns viel über Land und Leute auf eine sehr angenehme Art und Weise vermitteln konnte. Wir bedanken uns auf diesem Wege für die Kuchenspenden und für den Wein und Schnaps, gestiftet von den Geburtstagskindern Wilhelm Wächter und Peter Hirsch.

Hans W. Zinz

Es ist schon eine Weile her, seitdem wir aufrufen, Hanklich-Rezepte ans AB zu schicken, die dann als Ergänzung in das Buch „Küche, Kammer, Keller“ dazugelegt werden können. Heute nun kommt das erste! Wir bitten und ermuntern alle Frauen (und Männer), die Hanklich backen, uns ihr eigenes „bestes“ Rezept zu schicken!(gw)

Butterhanklich (für alle, die sich nicht trauen)

Für das „Geschmiersel“:

4 Eigelb und 2 ganze Eier in einen hohen Messbecher geben und das Volumen ablesen. Dazu gibt man das **nicht allzu heiße Butterschmalz, das gleiche Volumen wie die Eiermenge.**

Den Pürrierstab stellt man auf den Boden des Messbechers und zieht ihn langsam hoch und wiederholt diese Bewegung bis die Masse cremig wird. Dann stellt man den Messbecher in das Gefrierfach und bereitet den Teig vor.

Teig:

1 kg Mehl, 1 Würfel Frischhefe oder 2 Päckchen Trockenhefe, 180 - 200g flüssiges Butterschmalz, 2 Eigelb und 2 Eier, 1 Teelöffel Salz, 600-650 ml lauwarme Milch, 1 EL Zucker (das ergibt zwei Hanklichen für Blechgröße 30x40cm)

Die Frischhefe rührt man mit dem Zucker und etwas lauwarmen Milch flüssig und rührt sie in eine Vertiefung im Mehl ein. Mit Mehl bedecken, die Schüssel zudecken und die Hefe gehen lassen. (Die Trockenhefe und den Zucker rührt man einfach unter das Mehl und beginnt gleich mit dem Kneten.) Die Eier mit dem Salz und der lauwarmen Milch verquirlen und mit dem Kneten in das Mehl einrühren, bis ein glatter Teig entsteht. Wenn der Teig zu fest ist, kann man noch etwas Milch zugeben. Dann rührt man portionsweise das flüssige Butterschmalz in den Teig und wenn sich dieser von der Schüssel löst, bestreut man den Teig mit Mehl und stellt ihn zugedeckt an einen warmen Ort zum Gehen.

Backen:

Wenn der Teig sich verdoppelt hat, holt man das „Geschmiersel“ aus dem Gefrierfach und rührt die Masse zu einer festen Creme.

Den Teig rollt man auf dem Brett groß aus, halbiert ihn, legt jede Hälfte auf ein mit Backpapier ausgelegtes Blech, streicht auf jede Hanklich die Hälfte des „Geschmiersels“, mit einer Gabel einstechen und beide Bleche bei Umluft bei 200°C ca. 25 Minuten goldgelb backen. Sollten sich während des Backens Blasen bilden, diese mit einem Holzspießchen einstechen und die Fläche glatt drücken

Auf einem Gitter abkühlen lassen und vor dem Servieren nach Geschmack mit Puderzucker bestreuen oder auch nicht.

Anmerkung:

Wenn man die Hanklich etwas dünner haben möchte, dann kann man aus 2kg Mehl nicht 4 sondern 5 Hanklichen backen. (Das bei einer Blechgröße von 30x40cm)

Hanklich kann man gut einfrieren und wenn Besuch kommt, in den vorgeheizten Backofen schieben. In ca. 10 Minuten ist sie heiß, zuckern und servieren.

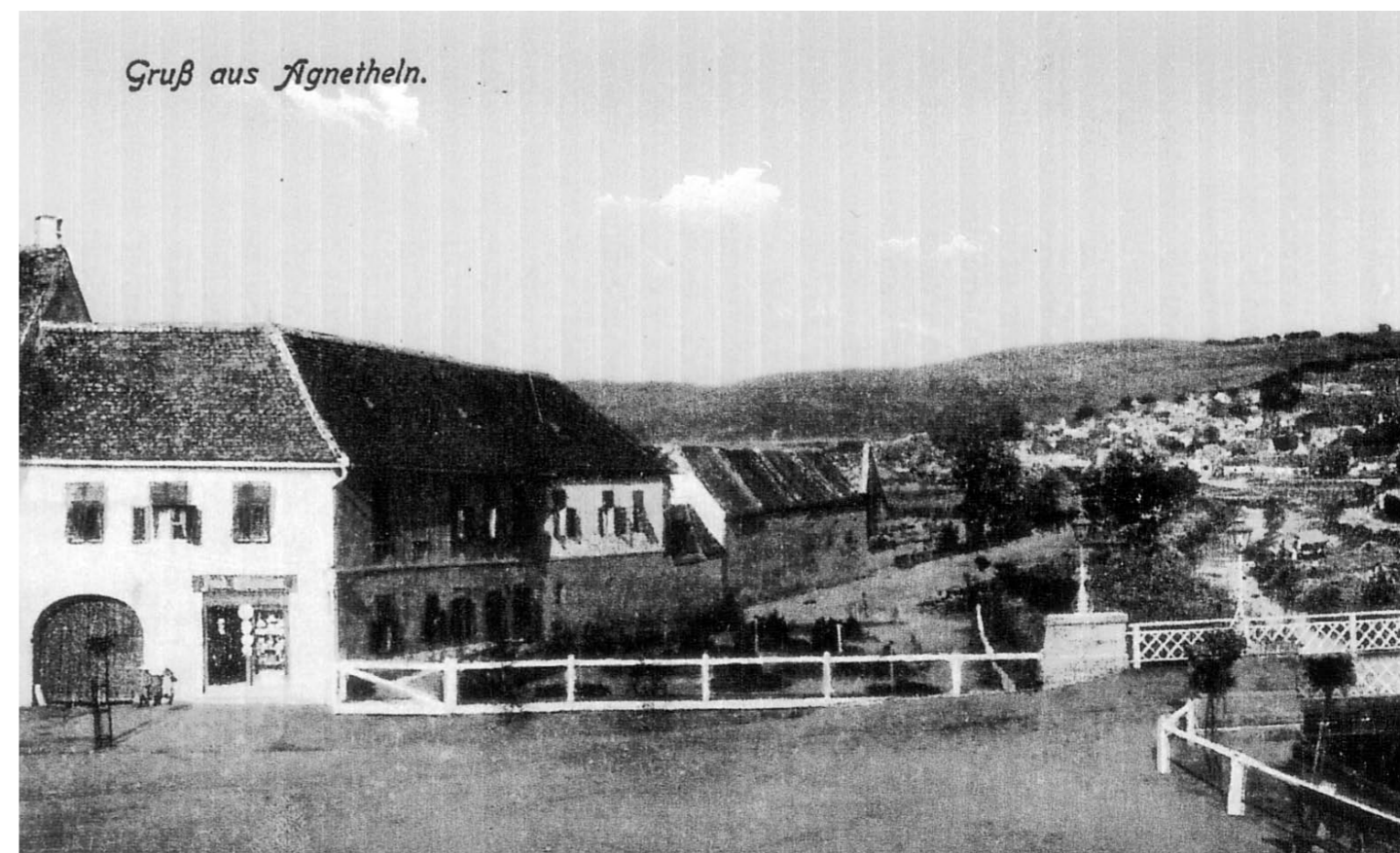
Und nun viel Mut und Spaß am Backen !!!

Internet als Kommunikationsportal

Dass unsere homepage auch von Nicht-Agnethlern, ja sogar Nicht-Siebenbürgern, angesehen wird, beweist nebenstehende Karte. Sie ging an die Adresse von Anne Schnabl und kam von einem alten Herrn aus Holland. Er konnte mit dem Namen „Agnetheln“ etwas anfangen. Seinerzeit sammelte er Ansichtskarten aus der ganzen Welt und kam auch zu dieser von Agnetheln. In den begleitenden Zeilen schreibt er, dass die Karte bei uns wohl gut aufgehoben sei. Gleichzeitig bringt er sein Bedauern zum Ausdruck, dass Menschen ihre Heimat verlassen mussten, wo sie dort doch sicher ganz glücklich und verwurzelt waren.

Die Karte ist bisher noch in keinem unserer Bücher zu sehen. Kennt sie jemand? Kann sie jemand zeitlich zuordnen? Wir bitten um Zuschriften, wenn jemand Näheres weiß. Die Ansicht, die sie zeigt dürfte allen bekannt sein – Blick auf das letzte Haus („Aum Muairt“, Essigmann Kurt) vor der alten Harbachbrücke, Wirtschaftsgebäude(?) der Mittelgässer entlang des Harbachlaufs und im Hintergrund Siedlung „Än de Bliochen“ und „Hennerräich“.

Gudrun Wagner, Heilbronn



Liebe Agnethler Mariaschspieler!

Da das Kartenspiel MARIASCH bei den Agnethlern so beliebt ist und viel Spaß macht, will ich einen MARIASCH WETTBEWERB organisieren.

Jeder, ob alt oder jung, kann sich zum Wettbewerb anmelden.

Weil es aber nicht nur um den Wettbewerb, sondern auch um ein gemütliches Beisammensein und um Spaß geht, sind auch Nicht- Mariaschspieler gerne gesehen.

Bei einigen Dingen benötige ich eure Hilfe, also meldet euch schnellstens an!

Hilfreich wäre es, wenn die Anmeldung wegen der Zimmerbelegung Kränzchen- oder familienweise erfolgt. Die Übernachtung kostet ca. 10.00 Euro pro Person und Nacht.

Ich habe das Paulushaus“ bei Schwäbisch Gmünd von Freitag, dem 13. Oktober 2006 bis Sonntag, dem 15. Okt. gebucht.

Die ersten Preise stehen noch nicht ganz fest, jedoch werde ich dafür sorgen, dass der Wettbewerb fair abläuft. Die Organisation des Wettbewerbs hängt jedoch vor allem auch von der Anzahl der Spieler ab!

Für Essen und Getränke werde ich sorgen.

Wer Interesse hat und Genaueres wissen möchte, bitte bei Günther Breckner anrufen.

Tel./Fax 0821 / 59 66 53 (abends und Wochenende)

Mobil: 0171 / 6 91 43 88

Viele Grüße

Günter Breckner aus Augsburg

Das nächste Agnethler Blatt erscheint voraussichtlich

Anfang Dezember 2006.

Redaktionsschluss ist der 20. November 2006

Die erste moderne Urzeldame gesucht!

Vielen Dank an Freia und Walter Krauss für die ausführliche und für viele, vor allem junge Leute, sicher auch interessante Geschichte über die historische Ursula, die nun wirklich jeder Urzel und auch Agnethler kennen sollte!

Ich freue mich auch über den Hinweis, dass schon sehr früh und anscheinend heimlich Frauen in den Anzügen steckten. Wer war die erste mutige Frau, die sowas wagte? Und wer der fortschrittliche Ehemann oder Vater, der das akzeptierte? Oder war es gar ein ganzes Kränzchen?

Sehr spannend!

Nicht nur ich brenne darauf, es genau zu wissen!

Wie kam es zustande? Wann genau? Gab es Widerstände? War es eine „gestandene“ Frau oder ein übermütiges junges Ding? Alter?

Helft uns bitte, dieses interessante Kapitel aus der historischen Agnethler Urzelgeschichte aufzuklären!

Doris Hutter, Herzogenaurach

IMPRESSUM

Herausgeber: HOG Agnetheln

Redaktion: Gudrun Wagner und Marianne Brenner

Anschrift: Aachener Str. 17, 74078 Heilbronn

Telefon: 0 70 66 / 55 21

Telefax: 0 70 66 / 90 28 91

E-Mail: Wagner_Agnetheln@onlinehome.de

Versand: Gitte Henning, Heidelberger Str. 135, 74080 Heilbronn, Telefon: 0 71 31 / 48 31 37; oder Ingeborg Ehrmann, Schollenhalden Str. 38, 74080 Heilbronn, Telefon: 0 71 31 / 48 31 78

Kassiererin: Ilse Hohenecker, Fritz-Haber-Str. 7, 74080 Heilbronn, Telefon: 0 71 31 / 25 38 41

Bankverbindung: Kreissparkasse Heilbronn
BLZ 620 500 00, Konto-Nr.: 4928968

Auflage: 1000 Stück

Layout: Carmen Popa-Schuster

Druck: Handelsdruckerei Georg Hohmann GmbH, HN

Das Blatt ist keine Veröffentlichung im Sinne des Pressegesetzes und nur für einen bestimmten Personenkreis gedacht.